Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M.	50	₰
Für ein halbes Jahr		7 M.	—	₰
Für ein Vierteljahr		4 M.	—	₰
Für einen Monat		1 M.	50	₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— M.	6	₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M.	—	₰
Für ein halbes Jahr		9 M.	—	₰
Für ein Vierteljahr		5 M.	—	₰
Für einen Monat		2 M.	—	₰
Tagweise für einen Band	. . . . . .	— M.	10	₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

Die neue Circe.

Von **demselben Verfasser** sind erschienen:

Visionen eines deutschen Patrioten.
Unfehlbar. Trauerspiel.
Savanarola. Trauerspiel.
Scherben. 2 Theile.
Magda. Trauerspiel.
Die Patrizierin. Trauerspiel.
Luigia San Felicia. Trauerspiel.
Pater Modestus. Schauspiel.
Bergasyl. Roman.
San Sebastian. Roman.
Messalina, ein satyrisches Epos.
Rolla. Roman.
Regula Brandt. Trauerspiel.
Mohr des Zaren. Schauspiel.
Römische Dorfgeschichten. Novellen.
Unehrlich Volk. Trauerspiel.
Die neuen Römer. Roman.

Die neue Circe

Eine italienische Dorfgeschichte

von

Richard Voß

Dresden und Leipzig
Verlag von Heinrich Minden
1886

Also schifften wir fürder hinweg —

Doktor Fritz Schulz und Wilibald Stein, zwei junge Leute, reisten zusammen von Berlin nach Italien. Sie waren Altersgenossen und Studiengefährten, sonst jedoch in allem die denkbar größesten Gegensätze.

Um das zu wissen, genügte ein flüchtiger Blick auf die beiden Reisenden, die ihre Vaterstadt im März auf der Anhalter Bahn mit dem Morgenschnellzug verließen.

Wilibald Stein fiel jedem zuerst ins Auge. Er war ein hochaufgeschossener, schlanker, stattlicher, leider aber noch völlig bartloser Jüngling in einem funkelnagelneuen Havelock vom feinsten silbergrauen Tuch. Trotz der Morgenkühle trug er dieses Kleidungsstück

nicht zugeknöpft, so daß man darunter den funkelnagelneuen silbergrauen englischen Reiseanzug bemerken konnte, ebenso die funkelnagelneue Geldtasche aus Juchtenleder, deren angenehme Rundung ihrem Eigentümer zu dem Glück verhelfen würde, in jedem Gasthof eine der ersten Nummern zu sein. Auch schien der junge Mann einigen Wert darauf zu legen, daß man seinem über die Weste geschlagenen breiten, blendend weißen, doch nicht allzusehr gestärkten Hemdkragen und der schwarzseidenen à la Byron geknoteten Kravatte genügende Beachtung schenke. Zu seiner ferneren Equipierung gehörte unter anderem: ein funkelnagelneuer silbergrauer Hut vom weichsten Filz, ein funkelnagelneues Reiseperspektiv, dito Reisenecessaire, Reiseplaid Reiseschirm, Reiseschreib-, Speise-, Trink- und Rauchapparat. Seine zu Plaid und Schirm geschnallte funkelnagelneue Reisebibliothek bestand aus den verschiedensten Landkarten, Kurs- und Reisebüchern, aus einem Homer und Virgil (Joh. Heinr. Voß) und als dritten im Bunde aus einem Bändchen in rotem Prachteinband, betitelt: Ideale. Eine Dichtung von Wilibald Stein. Zweite Auflage.

Nach dieser Entdeckung wird man nicht nur den genialen Kravattenknoten, sondern auch das lange blonde Haar (in den „Idealen“ war viel von wallenden Locken

die Rede) des jugendlichen Reisenden verstehen; und wundern wird man sich billigerweise nur über das eine, daß der Himmel endlich einmal ein Einsehen gehabt und einen Dichter von Gottes Gnaden (denn daß wir es mit einem solchen zu thun haben, bezeugt uns der rote Prachtband) mit einer Geldtasche auf Reisen gehen ließ, die schwerlich das Honorar für die „Ideale“ so ansehnlich aufbauschte.

Selbstverständlich trug Wilibald von seinem gesamten Handgepäck nur das Reiseperspektiv umgeschnallt. Mit klangvoller, weit über den Perron hallender Dichterstimme rief er: „Schaffner: Direkter Waggon, Rauchcoupé, Rom via München — Ala!“

Als er Rom nannte, fühlte er seine Brust schwellen und sah sich mit leuchtenden Augen um. Der Schaffner riß vor ihm die erste Classe auf; aber Wilibald warf einen vorwurfsvollen Blick auf seinen ihn seit einer Stunde angstvoll erwartenden Reisegefährten und sprach dumpf:

„Wir fahren zweiter.“

Doktor Fritz Schulz, um dessentwillen der vermögende Poet, einem Schaffner der Berlin-Anhalter Bahn zugeben mußte: Du hast mich zwar erkannt, aber dennoch zu hoch geschätzt! war genau so, wie man eben ist, wenn man das Unglück hat, Fritz

Schulz zu heißen. Der Name nannte den Menschen, nannte ihn vom Kopf bis zu den Füßen. Es ist bekanntlich ein schlichter, gut bürgerlicher, völlig poesie- und phantasieloser, sogar etwas nüchterner und pedantischer, aber rechtschaffener und Zutrauen erweckender, doch leider durchaus nicht ungewöhnlicher Name. Berlin wimmelt von solchen Fritz Schulzes. Hunderte solcher Fritz Schulzes sind Doktor. Sie wurden es nicht immer ohne Mühe, aber mit vollen Ehren. Begreiflicherweise sind es keine „schönen" Männer — sie wollen es auch gar nicht sein; aber man kann sie unter besonders günstigen Umständen als „recht gut aussehend" bezeichnen und unter allen Umständen für brave, wackere junge Leute halten, die man jedoch selten in funkelnagelneuen englischen Reisekostümen erblickt und niemals als Dichter von „Idealen" erkennen wird, von genialen Byronkravatten und stark gefüllten Geldtaschen aus Juchtenleder gänzlich zu schweigen. Auch ist ein Doktor Fritz Schulz mit wallenden Locken eine einfache Unmöglichkeit. Gewöhnlich trägt er sein Haar kurz, und gewöhnlich ist dieses eher struppig als lockig zu nennen. Was die Farbe betrifft, so bleibt sie unbestimmt, denn wer wird bei einem Doktor Fritz Schulz auf die Haarfarbe achten?! Selbstverständlich trägt er eine Brille, eine sehr dunkle, sehr scharfe

Brille, durch die er die Welt mit erstaunlicher Gelehrsamkeit betrachtet und die er häufig sorgfältig putzt. Trotzdem kann auch er stolpern. Sieht er dann entrüstet hin, welcher Felsblock sich unterstand, ihm vor die Füße zu rollen, so ist es vielleicht eine Rosenranke, die den gelehrten jungen Mann beinahe zu Fall gebracht. Auch besitzt er einen älteren Frack und ein Paar vielfach gewaschener grau-weißer Handschuhe. Beide Zierstücke legt er zuweilen an, was jedesmal einen feierlichen Moment, gewöhnlich einen neuen Lebensabschnitt für ihn bezeichnet. Auf Reisen trägt er aus Princip sein schlechtestes Zeug. Auch „schleppt" er bei solchen außergewöhnlichen Gelegenheiten nur das „Allernotwendigste" mit. Dieses Allernotwendigste besteht weniger aus Wäsche als aus Büchern. Schon Wochen vorher beginnt die Aufregung, das Fragen bei allen Bekannten und Nichtbekannten, das Studium sämtlicher bezüglicher Fahrpläne und Eisenbahnkarten. Man sieht ihn jetzt häufig auf Bahnhöfen sich die Brille putzen. Bei jeder mit Koffern beladenen Droschke, der er begegnet, denkt er: Aha! und interessiert sich dafür, ob die unbekannten Insassen auch noch zu rechter Zeit zum Zuge kommen werden. Vor jedem Laden mit Reiseutensilien schreitet er mit stolzer Verachtung vorüber. Ausnahmsweise geht er Abends in eine

Kneipe und orientiert sich bei einem Glase Bayer.. über die jüngsten Eisenbahnunglücksfälle.

In den letzten Nächten vor dem großen Ereignis ist an Schlaf nicht zu denken. Zwei Tage wird gepackt und dann doch „grade das Wichtigste" vergessen. Von allen Freunden und Bekannten ist Abschied genommen, alle Rechnungen sind bezahlt. Am letzten Abend nimmt er er ein Bad. Auf dem Kanapee sind sämtliche Sachen zurecht gelegt, ins Hemde die Knöpfe gesteckt und die Manschetten daran befestigt. Seine Hauswirtin ist von der Feierlichkeit des Momentes mit ergriffen und hat ihm zu seinem kalten Aufschnitt Thee gemacht, der abscheulich schmeckt und sehr schwach ist, denn „starker Thee regt auf". Morgens um acht Uhr geht der Zug ab. Um vier steht er auf; um fünf hat er Kaffee getrunken und den Koffer „nun wirklich zum allerletztenmal" geschlossen. Auf sechs ist die Droschke bestellt, die um halb sieben kommt, nachdem er bereits jede Hoffnung aufgegeben, zu rechter Zeit auf dem Bahnhof zu sein. Noch dazu bewegt sie sich so schneckenhaft langsam! Er ist empört. Punkt sieben ist er auf dem Anhalter Bahnhof. Alles ist leer, öde, einsam. Gewiß ist der Zug längst fort. Mit Mühe überzeugt man ihn vom Gegenteil, und er beruhigt sich etwas. Nun wartet er. Sein Reise-

Gefährte ist noch nicht da, wird auch nicht kommen, denn er hat sicher die Zeit verschlafen — das thun Reisegefährten stets. Was wird er dann anfangen? Allein reisen? Er überlegt. Sein Gepäck — er hat nur Handgepäck — hoch aufgestapelt in Sicht, die Augen auf die Uhr über dem noch immer geschlossenen Billetschalter geheftet — wie diese Beamten sich Zeit lassen! — wandelt er auf und ab. Wenn ein beladener Gepäckträger kommt, denkt er: Das muß er sein! Da er's selbstverständlich nicht ist, murmelt er: Unbegreiflich! Seine Aufregung wächst, denn bereits langen die ersten Droschken an und er muß sein Billet lösen. Welche schreckliche Situation! Fünf Minuten, die ihm ebenso viele Ewigkeiten dünken, wartet er noch. Dann stopft er sein Gepäck krampfhaft unter beide Arme und stürzt an den Schalter, wo bereits eine ältliche fette Dame steht, die nach Leipzig reist und die mit ihm eine gebildet-gemütliche Unterhaltung beginnt. Als sie hört, wohin er will, ruft sie aus: „Nach Rom? Ach, Herrjeses! Was haben Sie denn in Rom zu thun? Ne, so was!“ Nach ferneren zehn Minuten wird der Schalter geöffnet. Die Dame aus Sachsen braucht eine Ewigkeit. Endlich kommt an ihn die Reihe. Mit unsicherer Stimme fordert er: Ein Billet zweiter, Rom. Er erwartet,

den Beamten ungemein überrascht zu sehen, und ist durch die Gleichgültigkeit des Mannes entschieden unangenehm berührt. Als ob man alle Tage von Berlin nach Rom reiste, noch dazu nicht mit Rundreisebillet! Obgleich er das Fahrgeld auf Heller und Pfennig abgezählt in der Hand hält, giebt es einige Verwirrung. Überdies beginnen ihm beide Arme empfindlich weh zu thun. Da hört er läuten. Das dritte Zeichen, denkt er, wirft einen letzten wilden Blick auf die eben Ankommenden, die sicher alle die Zeit verschlafen haben, weist einige menschenfreundliche Packträger, die ihm die Zumutung stellen, sich nicht die Arme zu verrenken, barsch ab, stürzt auf den Perron, ruft: Schaffner — schnell — zweiter — Leipzig! Wird angefahren, daß er warten möge.

Aber nun sitzt er (und das nicht einmal in dem falschen Wagen oder dem falschen Zuge), und ihm gegenüber sitzt — was solch ein Poet für Glück hat! — sogar sein Reisegefährte. Auch hat er bereits sein Handgepäck untergebracht, sich den Schweiß von der Stirn getrocknet, die Brille geputzt, seine Reisemütze aufgesetzt, die Cigarre angesteckt, das Fenster heruntergelassen und sich behaglich in der Ecke zurückgelehnt.

Diese ist so weich! Das thut seiner glücklichen Stimmung etwas Eintrag — das allein. Er reist

nämlich auf ein Staatsstipendium nach Italien und kommt sich daher vor wie ein Mann, der auf anderer Leute Kosten in weichen Wagenecken sitzt. Auch waren vorher lange Berechnungen erforderlich, bis er sich entschließen konnte, den teuren und luxuriösen Schnellzug zu benutzen, und nur der Umstand, daß die dritte Klasse und der Personenzug dem Staate mehr Nachtquartiere und Mittagessen gekostet haben würde, vermochte ihn zu solcher Verschwendung zu bringen. Er beging sie, aber er genehmigte sie nicht. Etwas tröstete ihn der Gedanke, durch große Sparsamkeit den Verlust wieder einbringen zu können.

Seit seinen Knabenjahren war dieses Reisestipendium nach Italien (es reichte nicht einmal aus) sein Verlangen und seine Sehnsucht gewesen. Er erschrak selbst über die Kühnheit seines Wunsches, seinen ersichtlichen Eigennutz und das Ausschweifende seiner Phantasie. Seitdem er jedoch im alten Rom und in der Umgebung der sieben Hügel besser Bescheid wußte als in Berlin und Umgegend, von den Müggelbergen bis nach Potsdam, sämtliche Kaiserforen genauer kannte als den Gensdarmenmarkt und den Alexanderplatz, das Marsfeld genauer als die Hasenhaide, den Palatin genauer als den Kreuzberg — seitdem er sich sogar in der zweideutigen Suburra sicherer bewegte

als in der Friedrichsstraße, ein besserer Beurteiler der Tierhetzen im Kolosseum als der Quadrillen im Cirkus Renz war und zu Nero ein intimeres Verhältnis hatte als zum alten Fritz, seit diesen ersten topographischen Kenntnissen blieb der glanzvolle Anblick des alten Rom die Fata Morgana seines Lebens. Und nun sollte er hin, mit dem Reisestipendium (das er hoffentlich keinem Würdigeren fortgenommen, was entsetzlich wäre!) und der Aussicht auf die Stelle eines Privatdocenten der Archäologie an irgend einer kleinen Universität seines großen Vaterlandes.

Auch schon seit vielen Jahren hatte er sich im stillen vorbereitet, wie er, wenn das Große wirklich geschehen sollte, dem deutschen Staate seinen Edelmut lohnen und zugleich seiner Wissenschaft dienen könnte. Längst war es gefunden. Er wollte in Italien Forschungen anstellen, deren Resultat ganz sicher die völlige Zerstörung einer Illusion, die sich einer beinahe kosmopolitischen Popularität erfreute, zur Folge haben würde; Forschungen, die in der That nichts Geringeres bezweckten als die gänzliche Vernichtung eines Teiles der Odyssee und zwar des zehnten Gesanges von Strophe 155 bis Strophe 524. Die kühne archäologische Behauptung nämlich, die er auf kritischem Wege zu beweisen gedachte, lautete:

„Das sogenannte Circekap trägt seinen weltberühmten Namen mit Unrecht; denn auf jenem italischen Vorgebirge hat niemals ein Circetempel gestanden, überhaupt niemals eine Circe gehaust.“

Brutalisirt durch den vandalischen Zerstörungstrieb des Archäologen, richtete auch der Dichter der „Ideale“ sein leuchtendes Auge auf das Circekap. Ganz abgesehen davon, daß diese Italienreise für ihn und die deutsche Litteratur epochemachend sein, daß er mit dem Betreten des Korso in eine neue Periode seines Lebens und Dichtens eingehen würde, beabsichtigte auch er in Italien sofort, nachdem sich die wunderbare Wandlung an ihm vollzogen, nachdem er sich durch den Anblick des Kolosseums und der Sistina mittels eines geistigen Salto mortale auf die Höhe seiner Entwickelung geschwungen — wir sagen: es wünschte dieser Genius auf klassischer Stätte ein unsterbliches Lied zu singen. In seinem funkelnagelneuen, in roten Saffian gebundenen Dichterbuche hatte er mit funkelnagelneuer goldener Feder in kühner, großartiger Dichterschrift bereits den Titel aufgezeichnet: Die neue Circe, Epos in zwölf Gesängen. Gedichtet auf dem homerischen Circekap im Jahre 3060 nach der Zerstörung Trojas.

Auch den vollständigen Plan zu seinem Heldengesange trug er bereits fertig im Kopfe. Seine Heldin,

3060
1184
1876

ein „königlich Weib", thronte auf myrtenumblühtem Fels hoch über dem strahlenden Meer und blickte sehnsuchtsvoll in die Ferne — nach Norden! Der Poet, der Held, der neue Odysseus würde in dieser hehren Frauengestalt endlich den italienischen Idealtypus feststellen und damit eine klaffende Lücke in der deutschen Litteratur ausfüllen. Denn selbst Paul Heyse zeichnete für ihn seine italienischen Frauengestalten zu real, gewissermaßen zu körperlich, und Heine hatte ihn in seiner Schilderung der Signora Lätitia aufs tiefste verletzt. Man sieht: der Dichter der „Ideale" war in der That ein Idealist.

— — — — — — — — — — — — — —

Sie befanden sich bereits seit einem Monat in Rom. Merkwürdiger Weise war ihnen auf der Reise nichts Außergewöhnliches zugestoßen. In Ala hatte der Archäologe seine Zigarren angegeben, weil er deren drei Stück über die steuerfreie Anzahl besaß, und vor Verona war der Poet beim Anblick des ersten Cypressenhaines stumm ergriffen gewesen. Als sie im Morgengrauen durch die römische Campagna fuhren und hinter Monte rotondo gleich einer ungeheuren blauen Glasglocke die Peterskuppel auftauchen sahen, wurde von dem Dichter dieser historische Moment, in seiner ganzen Gewalt empfunden, so daß

er entzückt ausbrach — wurde ein dumpfes Brummen des Gelehrten vernehmbar, der von Mitternacht an den Kopf trotz Rauch und Funkenstieben zum Wagonfenster hinausgestreckt hielt.

In Rom wo beide auf dem Monte Caprino im archäologischen Institut wohnten, betrachtete jeder die ewige Stadt mit seinen eigenen Augen: der Gelehrte gelehrt, der Poet poetisch; Fritz Schulz mit seiner dunkelsten Brille, Wilibald Stein mit seinem leuchtendsten Blick. Da stießen denn die beiden Anschauungsweisen sehr bald hart zusammen. Der Dichter gewahrte nur Schönheit und Glanz, einen ewig strahlenden Himmel, einen nie vergehenden Frühling, ein unsterblich anmutiges Menschengeschlecht; der Archäologe, wenn er einmal von seinen Steinen und Inschriften aufsah, bemerkte auch noch anderes. Überdies reizte und ärgerte ihn dieses bombastische Ausposaunen der Herrlichkeiten Roms. Als ob Rom eines Marktschreiers benötigte! Und wäre dieser der Dichter der „Ideale“ in eigener Person.

Auch sonst äußerten sich die Gegensätze der beiden Naturen überaus scharf. Bei einer antiken Ruine entzückte den Idealisten am meisten, daß das gewaltige Gemäuer halb unter Epheu begraben lag, daß blühender Goldlack und Ginster die einfallenden Wände

umleuchteten und Rosen die zertrümmerten Säulen umrankten — der Forscher wollte alle Rosen herabgerissen haben. Der zukünftige Unsterbliche sah in jedem Modell der spanischen Treppe eine moderne Arria, der werdende Privatdocent dagegen nur Frauenzimmer aus der modernen Suburra. Der eine phantasirte fortwährend von dem „herrlichen Geschlecht,“ der andere hörte nicht auf, sich über das „entartete Volk„ zu ereifern. Jener besang die Romantik eines römischen Kehrichthaufens, dieser schimpfte über den unglaublichen „Schmutz.“ Der vermögende junge Mann sah selbst die industriellen Angewohnheiten der Römer in einem gewissen trügerischen Schein und zahlte mit dem erhabenen Bewußtsein, daß auch er in gewissem Sinne für Rom sein Blut ließ, willig das Dreifache — der Stipendist, der sich immer als Dieb an dem Vermögen des deutschen Staates vorkam, wollte nach dem Muster der Metamorphosen des Ovid jeden abgeforderten Lire absolut in einen Soldo verwandeln und beruhigte sich auch dann noch nicht, wenn er von jedem Preis glücklich die Hälfte abgehandelt. Ganz abgesehen von seiner Pflicht als ein auf Staatsunkosten reisendes Wesen glaubte er einen solchen Heldenkampf um den Centesimo dem kriegerischen Ruf

Deutschlands schuldig zu sein, dessen Ruhm in Rom der Poet schmählich in Mißkredit brachte.

Endlich erfolgte die unausbleibliche Katastrophe: auf dem Kapitol beschlossen sie Trennung. Aber das gemeine praktische Leben führte sie noch einmal zusammen.

Sowohl Fritz als Wilibald beabsichtigten, das Circekap nicht auf dem gewöhnlichen vulgären Touristenwege: per Vetturin durch die Pontinischen Sümpfe, zu erreichen, sondern die lateinische Meeresküste zu bereisen, und zwar von Ostia bis Terracina. Der Archäologe wünschte das Lokal der Äneide vom siebenten Gesang an kritisch zu beleuchten und der Dichter diesen Gesang an Ort und Stelle zu lesen.

Aber ein Spaziergang jenem klassischen Gestade entlang bedeutete fast so viel als eine Wanderung durch die Wildnis. Man mußte Pferde und Führer mieten, Proviant mitnehmen und die Erlaubnis einholen, in den Jagdschlössern der Fürsten Chigi und Borghese übernachten zu dürfen. Auch waren die Büffelherden zu bedenken, allenfalls auch die Briganten. Mit einem Wort: die Sache hatte ihre Schwierigkeiten und war jedenfalls zu zweien besser zu unternehmen als mutterseelenallein. Zwar wollte jeder sich einen anderen, mit ihm harmonirenden Reisegefährten suchen;

also der Archäolog einen Archäologen und der Dichter einen Dichter. Doch leider fanden sie nicht einmal einen Geschäftsreisenden, der die Fahrt mit ihnen zusammen gewagt hätte, um in Gestalt von Liebigs Fleischextrakt, Eau de lys, Enthaarungsmitteln, Havannacigarren und Champagner Veuve Cliquot die Kultur in die römische Wildnis zu tragen. Die nicht ungefährliche Exkursion jeder für sich zu gleicher Zeit zu machen, wäre denn doch zu unverständig gewesen.

Sie schlossen also ein neues Bündnis, jedoch ein solches, dem ein mit aller Vorsicht aufgesetzter Pakt zu Grunde lag. Darin verpflichteten sich beide Parteien, folgende Bedingungen einzuhalten:

§ 1. Jeder betreibt seine Angelegenheiten für sich, ohne damit dem anderen das Dasein zu vergällen.

§ 2. Der eine liest in seiner Äneis oder in seiner Odyssee mit Unterdrückung jeglichen Citates, der andere desgleichen in seinem Nibby: der Dichter dichte, der Archäolog archäologisire für sich.

§ 3. Nur über Gegenstände von durchaus allgemeinem Interesse ist zu sprechen, im übrigen empfiehlt sich Schweigen.

§ 4. Die Reise ist nur als Vergnügungstour zu erörtern und dieses lediglich in geographischer und gastronomischer Beziehung.

§ 5. Gespräche mit dem Führer müssen der Sprachverhältnisse wegen gemeinschaftlich erledigt werden, sind übrigens, um durch sie zur Kenntnis des Volkscharakters zu gelangen, nicht weiter beschränkt.

§ 6. Das Maß poetischer Äußerungen des Enthusiasmus und archäologischer Ausdrücke sachlicher Anschauungen bleibt der Diskretion eines jeden überlassen.

§ 7. Cigarren (Cavour) und Nachtlager (Familienbett) sind gemeinschaftlich zu ertragen, Maccaroni, Flöhe, Fieber und Sonnenstich desgleichen.

§ 8. Die Kasse führt der Archäologe; die Höflichkeit (gentilezza) gegen das „entartete Volk" sowie die Entdeckung „königlicher" Frauen darf der Dichter besorgen.

§ 9. In Terracina hat man sich unter Händeschütteln und der Versicherung gegenseitiger Hochachtung kühl aber höflich zu trennen.

— — — — — — — — — — — — — —

So gegenseitig gesichert, mit den fürstlichen Permessi in der Tasche, den Virgil, Homer, Nibby, nebst einem Vorrat von Insektenpulver, Schreibutensilien und englischen Konserven im Tornister, verließen sie Rom durch die Porta Ostiensis. Der Archäolog schwang seinen Wanderstab (Ziegenhainer), der Poet

war mit einem funkelnagelneuen Reiserevolver bewaffnet. Den Bädeker hatte er in Rom gelassen: Bädeker hätte die Wildnis entwildnißt.

Selbst in dem Staube einer römischen Landstraße bewahrten beide eine gewisse diplomatische Haltung gegen einander. Beide beobachteten sich mißtrauisch. Sobald der eine stehen blieb, regten sich in der Brust des andern Argwohn und Verdacht. Jeder war jeden Augenblick bereit, die Paragraphen des Kontraktes aufzusagen. Wenn der Poet sich umwandte, um einen entzückt-zerstreuten Blick auf das mehr und mehr in den erstarrten Wogenschlag der Campagna versinkende Rom zurückzuwerfen oder dem Jubiliren der Lerchen zu lauschen, öffnete der Archäolog bereits zu einem Einwand die Lippen; und kaum machte dieser Anstalt, einen antiken Pflasterstein ins Auge zu fassen oder scharf nach den Bogen einer Wasserleitung hinüberzuspähen, als auch schon um den Mund des Dichters ein überlegenes ironisches Lächeln zuckte. Beide hatten so genau aufeinander zu achten, daß sie kaum Zeit fanden, auch noch etwas anderes zu sehen.

Uebrigens hatte ein jeder die beste Absicht, den Pakt treulich zu halten, was sie sich einander dadurch zu zeigen bestrebten, daß der Poet bemüht war, sich archäologisch, der Archäologe, sich poetisch zu äußern.

„Wirklich recht hübsch,“ lobte Fritz Schulz, etwas von oben herab, einen wilden Rosenstrauch, der wie eine riesige Blütensäule am Wege stand.

In Wilibald stieg es heiß auf.

„Hübsch? Welch ein Ausdruck für diese Blütenromantik, diese —“

Ein gewisses höhnisches Räuspern des Archäologen machte ihn verstummen.

„Ja, es ist wirklich recht hübsch,“ schloß er mit gespieltem Gleichmut, wobei er indessen nicht unterlassen konnte, das Citat durch scharfe Betonung ein wenig zu parodiren. Doch gleich darauf fühlte auch er sich veranlaßt, einen Beweis seiner friedfertigen Absicht zu geben.

„Dieser Turm muß zu der lateinischen Villa des Cicero gehört haben. Wie diese Römer bauten!“

In des Archäologen Brust begann es zu kochen. Seine Entrüstung möglichst unterdrückend, docirte er:

„Dieser Turm ist aus dem Mittelalter schnöde aus antiken Ruinen zusammengestohlen. Cicero besaß in Latium, auf Tusculum und in Ostia Landhäuser. Die laurentinische Villa des Plinius lag zwischen Ostia und Laurentum hart am Meere, dürfte auch schwerlich opus rediculatum, auf deutsch: Netzwerk, gehabt

haben, da diese Bauart wahrscheinlich lediglich der Republik angehörte und —"

Gerade wollte er beginnen, seinem so kindlich unwissenden Reisegefährten ein kleines knappes Privatissimum über die Unterschiede der republikanischen und der kaiserlichen Baumethoden zu halten, als er zum Glück bemerkte, wie es in des Dichters Augen triumphirend aufleuchtete. Er that sich also Gewalt an und schwieg, die archäologische Ignoranz des Poeten herzlich bedauernd.

Unerwarteterweise kam ein Zusammenklang.

Beide erklärten einmütig und mit Entschiedenheit, daß Fußwanderungen in der römischen Campagna weniger angenehm seien als in Tirol oder Thüringen und daß sie fatalen Hunger und Durst verspürten, vor allem Durst.

Sie gelangten zu einem elenden Steinhaufen in einer Umgebung, wie solche das Haus des göttlichen Sauhirten charakterisirt haben mochte. Es war indessen eine Osteria, die sogar den vertrauenerweckenden Namen Bonafede führte. Der streng sachlich geführte Beweis des Archäologen, daß das Haus noch im Anfang dieses Jahrhunderts Malafede geheißen und eine berüchtigte Räuberhöhle gewesen, verursachte trübe. Ahnungen, in die sie sich, nach § 7, getreulich teilten

Gleich beim Eintritt in die stinkende Höhle wußte der Poet, der ein großer Dantekenner war, daß er alle Hoffnung hinter sich zu lassen hatte.

Sie beschränkten demnach ihr Symposion mit weiser Vorsicht auf „vino del paese“ und „Maccaroni al burro“. Nach ungefähr einer halben Stunde banger Erwartung, während welcher sie die wunderlichsten Düfte zu riechen und die verdächtigsten Geräusche zu hören glaubten, wurde ihnen Getränk und Gericht vorgesetzt, und wiederum machten sie zu ihrem eigenen größten Erstaunen die Wahrnehmung, daß sie einer Meinung waren: schauderhaft!

Da entdeckte der Archäologe, einem starren Blick des Dichters folgend, ein braunes hexenhaftes Weib mit einigen Fetzen am Leibe: die Padrona. Und als er in einer Aufwallung von Großmut äußerte: der Poet möge es sich nicht zu Herzen nehmen, wurde seine Beileidsbezeigung stolz zurückgewiesen: auch in dieser Frauengestalt steckte eine Poesie von überschwenglicher Wildheit, wie in der ganzen Scenerie überhaupt.

Sie setzten ihren Weg fort, ohne gewagt zu haben' schon jetzt ihre Konserven anzugreifen, im Gemüte höchlichst beunruhigt, ob ihr Vorrat bräunlichen Pulvers auch ausreichen werde. Der Poet, der ein ver-

räterisches Jucken verspürte, hätte in seinem idealen Drange sicher sogleich davon verschwendet, aber der Archäologe riet nachdrücklich zur Ökonomie.

Schweigend und duldend unterwarf sich der Idealist der naturalistischen Auffassung seines Gefährten.

Während der Gelehrte im stillen einen topographischen Überblick des durchwanderten Gebietes anstellte, mit schonungsloser Ausmerzung aller Virgilschen „Phantastereien", versuchte Wilibald nach Vorbild und Anleitung der Äneide „klassisch" zu empfinden und sich beim Anblick der erhabenen Landschaft in die Anschauungen des Sohnes der Venus und seiner Genossen hineinzudenken.

Bis zu den düsteren Linien der Küstenwälder bedeckten unübersehbare Gefilde weißer Narcissen das Hügelland, von fern gesehen dem gewaltigen Wogenschlag eines brandenden Oceans vergleichbar. Aus diesen Blumenmeeren erhoben sich, umkreist von Scharen von Falken, die braunen Ruinen: bald war's ein mittelalterliches Kastell, bald der halbversunkene Bogen einer zerstörten Wasserleitung oder die Steinpyramide eines, seiner Marmorbekleidung beraubten antiken Grabes. Dann und wann ward eine verlassene Tenuta oder Hirtenkapanna sichtbar.

Von der ardeatischen Straße schallte das Schellen-

geläut eines Vetturins herrüber. Im nahen Hügelbett rauschte der Tiber gegen das sandige Ufer.

Den Horizont umschloß an drei Seiten leuchtend die Kette der Gebirge; vor den Wanderern lag die Wildnis und das Meer.

Bald gelangten sie in die Macchie. Sie bestand aus niedrigen Steineichen mit einem undurchdringlichen Unterholz von Myrten und Mastix, von Arbutus und Lorbeer. Überall durchleuchteten Rosen und Ginster, Winden und Caprifolium die Dickichte.

Dann begannen die Maremmen.

Üppigste Vegetation bedeckte oft die dunkle Schlammmasse. Hohes Röhricht und Schilf, von blühenden Lianen durchrankt, darin Schwärme von Wasservögeln nisteten und Herden von Büffeln sich wälzten, bildeten morastige Prairien. Wo das schwärzliche Wasser zu Tage trat, schwammen kleine Pflanzeneilande und ganze Flottillen blasser Wasserrosen auf der regungslosen Flut. Sumpf und Macchienwildnis umgaben rings das alte und das neue Ostia, das letztere kaum minder verlassen und trostlos als das erstere, von zwei oder drei Dutzend fieberkranken Menschen bewohnt. Fritz stellte Forschungen nach dem mutmaßlichen Lokal des Lagers des Äneas an, Wilibald las an der Tibermündung seinen Virgil.

Jetzt erblickt Äneas den herrlichen Hain aus dem Meere
Fernher, welchem entrollt der liebliche Strom Tiberinus,
Ungestüm mit Gewirbel und gelb von wallendem Sande
Stürzt in das bläuliche Salz. Vielartig umher und darüber
Schweben, gewöhnt an die Bord' und das flutende Bette
die Vögel,
Die mit Gesang einwiegen die Luft und die Lauben des
Haines.

Und so war es heute noch.

In Fusano, dem fürstlichen Jagdschloß, erhielten sie in einem öden Saal mit Ziegelboden, verblaßten Fresken und riesenhaftem Marmorkamin ihr Nachtquartier angewiesen. Als sie bei Sonnenuntergang vom Turm aus Umschau hielten, sahen sie über den Wipfeln des Pinienhaines, der das Haus von dem Meere schied, einen stolzen Fels aus dem in der Abendsonne aufleuchtenden Meer ragen: es war das Circekap.

— — — — — — — — — — — — — —

Länger als eine Woche gebrauchten sie, um von Ostia zu dem lockenden, meerumbrandeten Vorgebirge hinzudringen. Es war eine köstliche Irrfahrt, teils zu Fuß, teils zu Pferde, bald quer durch die Macchie, bald mitten durch die Maremmen, heute hart der Küste entlang, morgen tief in das wilde Innere hinein über blumige Prairien und ödes Haideland. Sie hatten

Sümpfe und Ochsenherden zu umgehen, Flüsse zu durchreiten und mußten mehreremal im Freien übernachten, wo sie dann zum Schutz gegen die Fieberluft aus trockenem Reisig große Feuer entzündeten Täglich badeten sie im Meere, ruhten am Strande oder auf Trümmerhügeln, im Virgil und Nibby lesend und ihre Konserven verzehrend. Die Natur war zu groß, die Einsamkeit zu schauervoll, die Wildnis zu erhaben, um die Reisenden zu ihrem alten Zwist kommen zu lassen. Mit derselben lodernden Begeisterung, die der Poet der wilden Schönheit des Landes widmete, ließ er sich die große Geschichte desselben — und das sogar vom archäologischen Standpunkte des Nibby aus — erzählen oder vielmehr dociren, und Doktor Fritz Schulz hörte mit aufrichtigem Anteil den Genossen mit tiefer, wohlklingender Stimme aus seinem geliebten Virgil citiren und das sogar in den rollenden Hexametern unseres unübertrefflichen Heinrichs. Zu des Gelehrten großem Erstaunen respektirte Nibby die Autorität des römischen Sängers und gab ihm vielfach zweifellos recht.

Mit diesen Führern sahen sie die Stätte des alten Laurentum, wo immer noch der heilige Lorbeer rauscht, nach welchem Baum der Dichter und der Helden das Land ringsum seinen Namen erhalten, sahen sie die Ruinen

der Stadt der Lavinia und der des schönen Rutulerkönigs: in Epheu und Ginster versunkenes, mächtiges Mauerwerk; sahen sie die Geburtsstadt Neros und den grauen, verhängnisvollen Turm von Astura. Hier stieg ihr Wanderziel dicht vor ihren Augen auf, ihnen in circeischer Schönheit entgegenleuchtend, und beide gedachten einmütig des göttlichen Dulders und wie diesem Irrenden einstmals der schöne Felsen willkommen sein mochte:

Drauf zur Insel Ääa gelangten wir, welche bewohnte
Circe, die schöngelockte, die hehre, melodische Göttin.
Dort mit dem Schiffe gelangt an den Felsstrand, lenkten wir heimlich
Zur herbergenden Bucht, und ein Gott war unser Geleiter —

„Mit dem Felsstrand hat es seine Richtigkeit,“ unterbrach hier der prosaische Doktor den begeisterten Deklamator; „aber von einer ‚herbergenden Bucht‘ ist auch nicht das mindeste zu sehen. Ich behaupte daher wiederum, daß dieses sogenannte Circekap gar nicht die Insel Ääa ist — ein Vorgebirge eine Insel! — sondern —“

„Ich behaupte,“ unterbrach ihn der Dichter entrüstet, „daß die Archäologie alles besser wissen will

als andere und einem auch die unschuldigste Freude nicht gönnt."

Und mit Pathos citirte er weiter:

Dort nun stiegen wir aus, und zween der Tag' und der Nächte
Rasteten wir unmutig, von Arbeit laß und Betrübnis.
Doch wie den dritten Tag die lockige Eos vollendet,
Jetzo schnell mit der Lanze bewehrt und dem schneidenden Schwerte —

„Man kann hier nicht einmal seinen Homer in Ruhe genießen!" zürnte Wilibald, der plötzlich dicht vor sich unter dröhnendem Gebrüll einen gewaltigen Büffel sein zottiges Haupt aus dem Sumpfe erheben sah. Da das Ungetüm alle Anstalten machte, den frechen Eindringling, der ihn mit Vater Homer in Voßscher Übersetzung aus seinem Schlammbett aufstörte, sein unbestrittenes Herrenrecht an dieser „klassischen" Gegend zu beweisen, hielt der Poet es denn doch für geratener, sich trotz der Lanze und des schneidenden Schwertes vorsichtig zurückzuziehen. Doktor Fritz Schulz lachte spöttisch:

„Selbst die Büffel erheben Einsprache gegen homerische Citate am falschen Ort."

Das gab das Signal zu erneutem Ausbruch der alten Fehde.

* * *

Drauf zur Insel Ääa gelangten wir,
welche bewohnte
Circe, die schöngelockte, die hehre,
melodische Göttin.

Es wäre allerdings ratsam gewesen, wenn sie ihre Reisefreunde, sei es nun Homer oder Nibby, erst an Ort und Stelle citirt hätten; denn die beiden Tage Rastens, die der Dichter ihnen darin in Aussicht gestellt, wurden zu zwei Wander- oder vielmehr Irrtagen, zu deren Mühseligkeiten alle vorhergegangenen Strapazen nur die Einführung gebildet hatten. Zwischen Astura und dem Circekap lagen weite Sümpfe; nicht der schmalste Pfad führte der morastigen Küste entlang. Dazu kam, daß sie schon in Porto d'Anzio Pferde und Führer hinter sich gelassen. Sie mußten also wohl oder übel die Maremmen umgehen, zahllose Bäche durchwaten und hätten, um sich durch den Buschwald und die Labyrinthe von Schling- und Sumpfpflanzen den Weg zu bahnen, ein schneidendes Schwert sehr nötig gehabt. Außer Büffeln, einigen Schildkröten und einem Stachelschwein begegnete ihnen kein lebendes Wesen. Zum Glück besaßen sie noch eine letzte Büchse „Ham and chicken", sonst hätten sie

sich eine echte Schildkrötensuppe brauen müssen, ein gerade nicht zu verachtendes Mittel zur Erhaltung ihres dichterischen und ärchäologischen Lebens. Doch würde dessen Zubereitung wegen gänzlichen Mangels an Kochgeschirr sie etwas in Verlegenheit gesetzt haben. Der phantasievolle Poet machte den Vorschlag, die Schildkröte in ihrer eigenen Schale zu kochen.

Die Nacht mußten sie in den Sümpfen zubringen und konnten nicht einmal ein Feuer anzünden. Beide schlossen bereits ihre Rechnung mit dem Himmel ab und beide dankten am anderen Morgen den Göttern, daß sie mit einigen leichten Fieberschauern davongekommen. An das Mitnehmen von Insektenpulver hatten sie gedacht, Chinin aber für sehr überflüssig gehalten. In der Wildnis ist jedoch der Floh schließlich ein sehr harmloses Raubtier.

Als sei es ein Zaubergebild, lag das Circekap schön und leuchtend immer dicht vor ihnen und doch immer noch durch einen neuen Morast, einen neuen Buschwald von ihnen getrennt. Endlich am späten Nachmittag erreichten sie beim Turm von Paolo den nämlichen Strand, an dem nach Homer Odysseus gelandet, der angesichts des schimmernden Felsens sicher nicht so grausam gelitten als diese zwei menschlichen Dulder. Sie fanden ein einsames Fischerhaus und

waren über die Steinhöhle glücklicher, als hätten sie den Palast der Circe entdeckt.

Mit phäakischer Gastfreundschaft nahm man die zu Tode erschöpften, weithergereisten Fremdlinge auf, ohne zu fragen: Wer seid ihr und woher kommt ihr? Man führte sie in die einzige Kammer des Hauses, darin ein mächtiges Ehebett aufgestellt war, mit schimmerndem Linnen belegt. Sie warfen ihre Ranzen fort und taumelten ans Meer hinab, wo sie sich hinter einem Gewirr von Klippen, die über und über mit blühendem, wildem Oleander bedeckt waren, auf dem weichen Sande entkleideten und sich dann von hoch herab in die laue Flut stürzten. Zu ermattet, um dem fühllosen Gestein ihre Schwimmkünste zu zeigen, ließen sie sich von einem schwachen Wellenschlag, auf dem Rücken liegend, mit geschlossenen Augen gegen den Strand treiben. Und öffneten sie die Augen, so blickten sie in einen Azur, so tief und strahlend, daß selbst dem realistischen Archäologen dieser Himmel ganz unirdisch dünkte. Welches Wohlgefühl, die müden Glieder von Meereswellen umspülen zu lassen und nichts zu empfinden als süße Ermattung!

Als sie nach einer Stunde mit einem Hunger, der sie halb betäubte, wieder in der Hütte eintrafen, brieten bereits die frischen Sardinen in der Pfanne.

Auch ganz heiße, köstlich duftende Maiskuchen und eine Schüssel eben gepflückter Feigen warteten ihrer. Die Ziegen seien auf dem Berg, entschuldigte ihr Wirt das Fehlen jeglichen Getränkes außer eiskaltem Wasser aus dem Felsenquell. Aber der Mangel des edlen Bacchustrankes dünkte den Jünglingen heute keine Entbehrung, und als sie mit sämtlichen Genüssen unter einem riesigen Johannisbrotbaum lagerten, von ihrem Platze aus durch die tief niederhängenden schwärzlich belaubten Zweige auf das leuchtende Meer und das Felsengestade hinausblickend, da vermeinten beide ein antikes Symposion zu halten.

Eine Weile herrschte andächtiges Schweigen, währenddessen Sardinen, Maiskuchen und Feigen mehr und mehr verschwanden.

Endlich ward ein einziger ekstatischer Ausruf gehört:

„Lukullisch!“

Natürlich konnte sich nur der Poet so äußern.

Fast über seinem Kopfe hingen lange Zweige von Rosen von der Klippe herab, in deren Spalten die Carruba ihre mächtigen Wurzeln gedrängt. Wilibald richtete sich etwas auf, riß einige Ranken ab, wand sie um den Krug und um sein eigenes „lockenumwalltes“ Haupt. Wie erstaunt war er, als sein Ge-

fährte in Lukull, anstatt über den Rosenkranz seine Glossen zu machen, plötzlich aufsprang, nach der Hütte lief und mit seinem dickleibigen wissenschaftlichen Reisehandbuch zurückkam. Darin stand es denn gedruckt zu lesen: „Paolo, auf der Westseite des Capo Circeo, zweifelloses Lokal der Villa Lukulls."

Und der Archäologe hätte nicht übel Lust gehabt, auch für sein gelehrtes, ehrbares Haupt eine Rosenranke abzureißen; aber er schämte sich. Auch hätte er dann seine Brille ablegen müssen, denn diese hätte im Verein mit der rosenumkränzten Denkerstirn einen zu unhistorischen Anblick abgegeben.

Der Abend wurde damit verbracht, in heiterster Stimmung Lage und Umgebung des homerischen Landungsplatzes in Augenschein zu nehmen. Es ergab sich, daß von Paolo aus das Kap nur auf Ziegenpfaden zu erklimmen sei, daß gleich hinter einem hochstämmigen Wald von Korkeichen, der das Fischerhaus vor der Malaria schützte, der See von Paolo lag, ein Sumpfwasser, halb verdeckt von üppigster Vegetation, von Büffeln und Reihern bewohnt und unter seinen Blumen und Schlingpflanzen die Ruinen der lukullischen Villa begrabend.

Den größten Fund machte indessen — wie sich das auch gebührte — der Archäologe.

Zwischen dem Kap und dem Fischerhaus lag mitten in den Klippen ein verwilderter Garten, der von dem Zauberhain Circes zurückgeblieben sein mußte, aus dem später Lukull Veilchen und Crocus, Lilien und Narcissen zu seinen Gastmählern geholt haben mochte, um daraus Speisebetten aufschütten und aus Blumen die schönen gemusterten Teppiche legen zu lassen. Hier schien der Fels in Rosengluten zu versinken. Granatbäume, mit Tausenden brennendroter Knospen beladen, Magnolien, auf denen sich Schwärme weißer Tauben niedergelassen zu haben schienen (die großen schneeigen Blumen, die voll aufgeblüht aus den glänzenden Blättern hervorschimmerten), Arbutus und Orangen, Laurustinus und Lorbeer bildeten tiefschattige Dickichte, welche Scharen von Nachtigallen und Drosseln bewohnten. In dieser entzückenden Wildnis entdeckte der Doktor einen antiken Fischbehälter, wohlerhalten und mit silberhellem Quellwasser gefüllt. Etwas tiefer nach dem Strande zu gelegen befand sich ein zweites solches Becken, in welches Meerwasser einfloß.

Wilibald geriet über alles in Ekstase (daß die Rosen in der That aus Lukullus' Zeiten stammten, wagte er nur im geheimen mit Entzücken zu denken), aber die Fischbehälter lehnte er entschieden ab: den Gedanken, daß in diesem Elysium Muränen mit

Menschenfleisch gefüttert worden, könne nur ein Barbar, nur ein Archäologe fassen — eine ideale Ansicht, die allein durch das Schauspiel des Sonnenuntergangs vor dem schonungslosen Hohn des Mannes der Wissenschaft bewahrt blieb.

Welch ein Schauspiel!

Erd und Himmel Glorie; Fels und Flut aufglänzend, aufglühend! Ein Fischerhaus unter Blumen und halbversunkene Trümmer die einzigen Spuren menschlichen Daseins —

Dann lagerten sie mit ihren Wirten vor der Hütte, in der das Feuer für die Minestra prasselte.

Sie sagten, wer sie seien, und fragten, ob sie bleiben könnten: Tage, Wochen. Man sah sie mit dumpfem Staunen an, aber man fügte sich ihrem Begehren: Fische gäb es genug im Meer, Feigen wüchsen genug im Garten, und wenn das Maismehl zu Ende, so wäre aus San Felice neuer Vorrat herbeizuschaffen. Übrigens seien jetzt noch die Wachteln fett: die Netze brauchten nur aufgespannt zu werden; und um Wildenten, Schnepfen und Sumpfhühner zu schießen, hinge in der Kammer die Büchse. Auch könne man sie mit Ziegenkäse, der auf dem Berge bereitet werde, versorgen, und wenn sie wünschten, auch

mit Milch. Aber der Archäologe schlug vor, von San Felice Wein kommen zu lassen.

„Wein kostet Geld.“

„Da ist Geld!“

Und Wilibald warf einige Goldstücke hin. Fast furchtsam starrten die beiden Leutchen die blinkenden Münzen an. Der Mann wurde noch schweigsamer.

Es sind richtig Inglesi, dachte er bei sich.

Sie hatten ihm eben begreiflich gemacht, daß sie Tedeschi wären, aber Tedeschi kannte er nicht.

Wilibald berauschte diese schöne Unkultur völlig. Im stillen dichtete er unverdrossen an der neuen Odyssee, mit der er die Menschheit zu überraschen gedachte; nur eine lebhafte Sorge empfand er: Wo sollte er das Urbild seiner Heldin hernehmen, seine neue Circe?

Bekümmert ließ er seine Wirte eine gründliche Musterung passiren: schön waren sie beide nicht — bei den ewigen Göttern, nein! Braun wie Halbindianer, kleine, hagere, verkümmerte Gestalten ohne Würde, ohne Grazie. Ihr Haar mußte sogar der Idealist als „struppig“ bezeichnen, und ihre Kleidung, obgleich sie zweifellos überaus malerisch, in einem idealen Epos zu besingen, wäre einfach unmöglich gewesen: der Anzug der Frau bestand in einem braun-

roten zerlumpten Rock, über den das dreieckige, fast farblose Überkleid, die Cintura geschlagen war, in einem amarantfarbenen, panzerähnlichen Mieder, dem Busto, mit grellgelben Achselbändern und dem gelblichen Hemde. Auf dem Kopf ein dann und wann gewaschenes Schleiertuch, die Manticcella. Des Mannes hauptsächlichstes Kleidungsstück war ein kurzer kaffeebrauner Kapuzenmantel von grobem, filzigem Stoff, vielfach mit grauen Lappen ausgebessert. Mit einem schweren Seufzer mußte der Poet sich eingestehen, daß von diesem nur naturalistisch zu verwertenden Ehepaar für ihn nichts zu hoffen, vor allem keine „schöngelockte, hehre, melodische" Tochter.

Das Wunder des Bettes mit dem „schimmernden" Linnen ließ sich nur dadurch erklären, daß es ein stets unberührtes Prunkstück des Hauses war.

Unterdessen hatte der praktischere Freund mit den beiden eine Unterhaltung angeknüpft, soweit das bei seinem streng archäologischen und ihrem durchaus circeischen Italienisch möglich war. Aber schließlich verstanden sie sich vortrefflich; denn wo es das Wort nicht that, thaten es Miene und Pantomime.

„Wie heißt ihr?"

Sie hieß Cajeta und er — nun, und er Elynoro, Elynoro Garzoli.

Doktor Fritz starrte sie an, nahm die Brille ab, putzte die Gläser, setzte die Brille wieder auf, betrachtete sich das Ehepaar von neuem, schüttelte sein Haupt, sah sehr erstaunt und sehr gelehrt aus.

„Hast du gehört, Wilibald?“

Dieser fuhr aus seinen Träumen auf.

„Was soll ich gehört haben?“

„Unsere Wirtin heißt, wie die Amme des Äneas hieß, und unser Wirt wie ein Freund des Odysseus. Beide sollen an diesem Gestade begraben liegen, Elyenor sogar auf diesem nämlichen Vorgebirge, dem sogenannten Circekap. Das Märchen ist natürlich ins Volk gedrungen, wodurch selbstverständlich nichts gesagt ist.“

Trotzdem war er so aufgeregt, daß er im Nibby nachschlug. Das wirkte immer.

„Also eure Ziegen sind jetzt auf dem Berge? Wer hütet sie dort?“ fragte Wilibald.

„Wer sie hütet?“

„Wer melkt sie und wer bereitet —“ Er stockte, da er sich in seiner Kenntnis der Haustiere nicht sicher genug fühlte, um mit voller Ruhe über sommerliche Käsebereitung reden zu können. Donna Garzoli entriß ihn seinen landwirtschaftlichen Zweifeln.

„Maja macht droben den Käse. Im ganzen

Kirchenstaat giebt's keinen besseren. Unser Sohn bringt uns alle Woche welchen herunter."

Wilibald schlug das Herz: wenigstens der Name für die neue Circe war gefunden. Auch Fritz Schulz horchte auf.

„Maja. Wer ist das?" forschte der Poet mit schlecht gespielter Gleichgültigkeit.

„Wer soll das sein — eben die Maja."

„Doch ein Mädchen, eine Jungfrau —"

„Maja kann auch bedeuten: die Zauberin," unterbrach ihn Doktor Fritz bedächtig. „Es ist vielleicht ein altes hexenhaftes Weib, dem diese abergläubischen Halbwilden übernatürliche Kräfte zutrauen und dem sie deshalb ihre Ziegen zum Hüten übergeben —"

„Ich sehe durchaus nicht ein, weshalb sie alt sein muß," warf Wilibald gereizt ein.

Doktor Fritz zuckte die Achseln und blätterte gelassen im Nibby weiter, was ihn jedoch nicht abhielt, aufmerksam auf das Gespräch zu hören

„Ist Maja eure Tochter?"

„Bewahre!"

Erleichtert atmete Wilibald auf: sie hieß Maja, hütete auf dem Circekap die Ziegen und war nicht die Tochter von Don und Donna Garzoli. Hier war eine Hoffnung.

„Wessen Tochter ist sie denn?“

„Wer kann das wissen!“

„Wie? Wer soll wissen, wessen Tochter sie ist? Nun, ihr!“

Sie wußten es jedoch in der That nicht. Schließlich brachten die Freunde unter gemeinschaftlicher Anstrengung heraus, daß Maja die Tochter irgend eines Vaters und irgend einer Mutter sei. Eines schönen Morgens hatte man sie „dahinten“ in San Felice am Strande gefunden: in saubere Tücher gewickelt, einen Zettel und einen kleinen ledernen Beutel mit Geld dabei. Auf dem Zettel stand etwas geschrieben. Da aber in San Felice nur der Geistliche „geschriebene Schrift“ lesen konnte und der würdige Herr sich gerade abwesend von San Felice auf seinem Morgenspaziergang befand, bestanden sämtliche alte Weiber darauf, daß das unheimliche Dokument ohne Aufschub zuerst in Weihwasser zu tauchen und dann ins Meer zu werfen sei. Es fehlte nicht viel, so wäre es dem Kinde ebenso ergangen.

Ein junges Fischerweib von Paolo — es hieß Cajeta Garzoli —, dem gerade der Säugling gestorben, erhob leidenschaftliche Einsprache gegen ein solches Verfahren, so daß man ihr Zettel und Kind übergab.

Den Zettel schob die Frau schleunigst unter einen Felsblock, dem Kinde gab sie die Brust.

Nach einigen Stunden kam der geistliche Herr von seinem Spaziergang zurück. Er glaubte nicht anders als daß in seinem guten San Felice eine Revolution ausgebrochen sei: alle Einwohner drängten sich ihm schreiend entgegen, in der Mitte Donna Cajeta mit dem Kinde. Er sah und hörte. Zuerst weigerte er sich, dem kleinen fremden Wesen die christliche Taufe zu geben; erst als er von dem Gelde hörte, es in der Sakristei eilig und heimlich nachzählte und Frau Cajeta mit Zetergeschrei in ihn drang, erklärte er sich bereit, die heilige Handlung zu vollziehen. Ganz San Felice wohnte derselben bei. Sämtliche alten Weiber prophezeiten Mord und Krieg, Hungersnot und Pestilenz, und kein Mensch wollte Pate stehen. Endlich gelang es dem Priester, zwei uralte taube Mütterchen dazu zu bewegen; Frau Cajeta war die dritte im Bunde.

Aber wie sollte das Kind heißen? Unmöglich konnte man ihm einen Kalendernamen beilegen und dadurch die guten Heiligen und Seligen tödlich beleidigen. In dieser Not — denn selbst die wackere Donna Cajeta wollte ihren „Christennamen dazu nicht hergeben“ — fiel dem Geistlichen zum Glück ein, daß

er am Morgen auf seinem Spaziergang in der Grotte der Maja gewesen. Also empfing das Mädchen in der christlichen Taufe den schönen und feierlichen Namen Maja. Übrigens schrie es während der ganzen heiligen Handlung jammervoll, aus welchen Tönen die alten Sibyllen von neuem allerlei Unheil und Gefahr deuteten.

Freiwillig erbot sich Frau Cajeta, die kleine Maja mit nach Paolo zu nehmen, zur größten Zufriedenheit der ganzen Gemeinde, die dadurch alles drohende Unglück von ihrer lieben Stadt ab, hinüber nach Paolo geleitet sah.

Nun holte man in feierlicher Prozession, den Geistlichen an der Spitze, den Zettel unter dem Steine hervor. Der ehrwürdige Herr las, erblaßte, barg das Papier eiligst in seinem Rock, auf alles Drängen seiner neugierigen lieben Gemeinde keine andere Auskunft erteilend, als daß es ein Sündenkind sei. Das Geld behielt er. Es sollte zur Restauration des „Domes“, der dem Einstürzen nahe war, verwendet werden.

Schweren Herzens machte sich Donna Cajeta in ihrem Nachen auf den Heimweg; ein Ferkelchen hatte sie einkaufen sollen und ein Kind brachte sie mit. Nun,

ihr Mann würde sie wieder einmal schlagen, und damit basta!

Sie dachte an ihren kleinen Camillo. Drei Jahre war das Bürschchen alt, der würde sich über das Schwesterchen freuen. Und mütterlich lachte sie das Kleine an.

Es kam genau so, wie Donna Cajeta vorausgewußt: ihr Mann schlug sie und ihr kleiner Bube freute sich. Don Garzoli wurmte das Geld, das sich in seines Weibes Phantasie verzehnfacht hatte und das er selbst der Muttergottes nicht gönnte. Wenn er das Sündenkind behalten solle, wolle er auch das Sündengeld haben. Der Pfaff sei wieder einmal der Schlaue gewesen.

Das Bürschchen Camillo sah mit seinen dunklen, glühenden Augen seinen zornigen Vater böse an, und als dieser das fremde Püppchen etwas unsanft anfaßte, schlug er nach ihm. Darauf lief er zum Strand hinunter, sammelte bunte Steine und Muscheln und schleppte sie zu dem Mädchen hin, das ihn vertraulich anlachte.

Als die kleine Maja heranwuchs, gelang es ihr, auch das Herz des gestrengen Don Garzoli zu erobern, obgleich sie das gar nicht zu wollen schien, ihm entschieden feindselig gesinnt war und nicht aufhörte, gegen

ihn scheu und trotzig zu sein. Dennoch wäre der Mann für das braune zierliche Ding durchs Feuer gegangen. Was nun gar Camillo anbetraf, so hätte er nach wie vor gegen seinen Vater und jetzt auch gegen die Heiligen selbst die Hand geballt, wenn einer von ihnen Maja finster angesehen.

Aber auch ihn mochte Maja nicht leiden. Sie lachte und höhnte ihn aus und warf vor seinen Augen fort, was er ihr brachte: Vögel und Blumen, Früchte und glänzendes Römergestein.

Unterdessen wurde in San Felice wirklich an dem sogenannten Dom restaurirt: jedes Jahr ein Stückchen. Es gab in dem kleinen Ort nur ein paar Leute, die sich auf solche Arbeiten verstanden, und diese waren Korallenfischer, also während des halben Jahres von San Felice abwesend. Als Maja zwölf Jahre alt war, wurden sie „dahinten“ gerade fertig. Ganz San Felice geriet vor Freuden außer sich, veranstaltete ein großes glänzendes Kirchenfest mit Konzert, Böllerschüssen, Prozession und Feuerwerk, zu welchem die Leute bis von Terracina herbeiströmten.

Auch die Fischerfamilie von Paolo fuhr hinüber. Donna Cajeta strahlte vor Stolz, aber Don Elynoro hatte einen seiner grimmigsten Tage. Camillo befand sich in leidenschaftlicher Aufregung, Maja dagegen that

so gleichgültig und kühl, als ob sie die ganze Sache nichts anginge. In San Felice schauten heute alle Leute auf sie; wie groß sie geworden war! Sie mochte jedoch nicht mit hinein in den Dom, über welches Gebaren sämtliche alten Weiber den Kopf schüttelten und sich verständnisvolle Blicke zuwarfen: wir haben es ja gleich gesagt! Als sie durchaus mit in der Prozession gehen sollte, lief sie fort, aus San Felice hinaus die Felsen hinauf. Camillo und sein Vater suchten sie den ganzen Tag, aber erst am nächsten Morgen fanden sie das Mädchen in der Grotte der Maja.

In demselben Jahr zog sie zum erstenmal allein mit den Ziegen auf den Berg; Camillo mußte von nun an mit seinem Vater fischen. Er war sehr traurig; Maja ausgelassen lustig. Zornig verließ er sie; als er jedoch in seinem Boot saß, weinte er bitterlich: seine Mutter hörte ihn schluchzen.

Es ging wunderlich zu. Keine einzige Ziege verstieg sich in diesem Jahre. Die Tiere waren wohlgenährt wie noch nie, gaben Milch wie noch nie und Maja bereitete einen Käse — Donna Cajeta fuhr damit nach San Felice, verkaufte ihn dort auf offenem Markt und erlebte die stolzeste Stunde ihres Daseins;

denn solchen Käse hatte man in San Felice noch niemals gegessen!

Es war aber auch etwas Wunderbares.

Ohne auf die Lamentationen, Prophezeiungen und Warnungen seiner Sibyllen zu hören, beschloß San Felice unter Präsidentschaft seines Geistlichen in feierlicher Ratssitzung einstimmig: Maja solle den Ehrenposten der Ziegenhirtin von San Felice erhalten. Die guten Felicesen waren rechtschaffen abergläubisch, soweit als das zum Gottesglauben und zur menschlichen Bildung gehörte, aber sie wollten guten Käse essen.

Außerdem konnte Donna Cajeta nicht genug ihrer Pflegetochter Geschicklichkeit im Seidenweben rühmen und legte als Beweis einige Stücke vor, deren Fehlerlosigkeit allgemeines Staunen hervorrief. Plötzlich war die Eintracht zerrissen, denn plötzlich wollte der eine Teil der Versammlung, daß Maja die Seidenweberin von San Felice werden sollte. Zu dieser Partei gehörten alle diejenigen, die keine Ziegen, wohl aber Seidenwürmerzucht besaßen. Nun hätte man den Aufstand miterleben sollen. Es gab ein Getös, als sei San Felice von Piraten überfallen worden. Hier die Partei der Ziegen, dort die der Seidenraupen. Die alten Weiber bildeten eine dritte Macht, die jedoch

schließlich von den Frauen beider Parteien siegreich aus dem Felde geschlagen wurde.

Endlich vereinigte man sich in dem Beschluß, daß Maja sowohl die Käsebereiterin als auch die Seidenweberin von San Felice werden solle.

Man trieb demnach die Herden zusammen, brachte die Seidenvorräte herbei, dingte einen Hirtenbuben, lud einen Webstuhl auf und zog unter dem Geleit der halben Einwohnerschaft auf den Berg. Da man aber für den Webstuhl eine Hütte hätte bauen müssen, so fanden beide nun versöhnte Parteien einmütig, daß eine der vielen dort oben vorhandenen Höhlen eine vom Himmel selbst gebaute Hütte sei; und da gerade an der Stelle, wo die würzigsten Kräuter wuchsen, die Grotte der Maja lag, so bezog Maja mit der Herde und dem Webstuhl ihre eigene Grotte. Und wenn sie darin webte, dann sang sie. — —

Diese kleine Idylle lockten die beiden Fremden nach und nach aus ihren Gastfreunden heraus. Zuletzt sprang der Poet auf, schüttelte seine Locken und that mit einemmal wie verrückt.

„Ist sie schön?“

„Wer?“

„Maja.“

„Was Ihr wohl denkt.“

Wilibald unterdrückte kaum einen Ausruf schmerzlichster Enttäuschung. Doktor Fritz Schulz lachte laut auf.

Dennoch sah der Dichter noch am selben Abend beim Schein der dreiarmigen Leuchte verstohlen nach seinem Vorrat an Papier. Ob er wohl ausreichen würde?

Aber auch der Archäologe holte, gleichfalls ganz heimlich, jene Notizen hervor, die, auf die gelehrtesten Studien und scharfsinnigsten Vermutungen gestützt, den unwiderleglichsten Beweis führen sollten, daß auf dem Circekap niemals eine Circe gewesen.

Dadurch etwas beruhigt, schritten beide zu einer gemeinschaftlichen Besichtigung der Kammer und des Chebettes. Nachdem sie einige Skorpione erlegt und eine kleine Natter getötet, sonst aber nichts Verdächtiges gefunden, pulverten sie das „schimmernde Linnen“ tüchtig ein und legten sich zur Ruhe nieder.

Der Dichter wurde im Traum von seiner neuen Circe in einen stattlichen, langhaarigen, idealen Ziegenbock verwandelt — der Archäolag verfaßte kontra Circe eine glänzende Abhandlung, die ihm die Achtung des gesamten wissenschaftlichen Europas zuzog.

Don Garzoli schnarchte am Boden der Hütte, und Donna Cajeta wartete vor der Thür auf Camillo,

der noch immer nicht von der Majagrotte zurückgekommen war.

Gewiß hörte er wieder einmal ihrem Gesange zu.

* * *

Jetzo gestellt an die Pforte der ringellockigen Göttin,
Hörte er Circe daheim: sie sang mit melodischer Stimme,
Webend ein großes Gewand —

Früh erwachten sie. Die Sonne hatte noch nicht die Höhe des Felsens erklommen. Tiefer kühler Schatten ruhte auf der kleinen Bucht, aus der die mit Fächerpalmengebüsch, mit Kaktus- und Aloefeldern bewachsenen rötlichen Felsen jäh aufstiegen. Die leicht bewegte See erglänzte im Morgensonnenschein. Gleich den Gefilden der Seligen lagen die Ponzainseln in dem goldigen Dunst unter dem azurblauen, leuchtenden Himmelsgewölbe.

Wie junge Meergötter tummelten sich die Jünglinge in den Fluten. Beiden schwellte das Bewußtsein ihrer kräftigen Jugend, ein glühendes Lebensgefühl und Daseinsglück die Brust. Wie Knaben genossen sie die Schönheit des Tages. Sie verfolgten

sich durch die Wellen, umschwammen den Felsen, erkletterten eine Klippe, rissen große Zweige blühenden Oleanders ab, warfen sich von neuem ins Meer.

In Lukulls Rosengarten nahmen sie ihr Frühmal ein: warme Pizzakuchen und wilde Himbeeren. Wilibald bedauerte nur, kein weißes Festgewand anlegen zu können.

Darauf machten sie die Bekanntschaft des jungen Camillo, eines schlanken, braunen, schwarzlockigen Jünglings mit düsteren, schwermütigen Augen, der sie feindlich anstarrte und die Cigarren nicht nehmen wollte, mit denen Wilibald um seine Freundschaft warb. Übrigens mußte er zugeben, daß er seinen würdigen Wirten schweres Unrecht gethan: Don und Donna Garzolis Sprößling hätte einem vollkommen idealen Elternpaar Ehre gemacht. Der stolze Trotz, den der junge Wilde zeigte, erfreute den Poeten ungemein: das war ein Vorbild!

Ohne die beiden fremden Eindringlinge weiter eines Blickes zu würdigen, bestieg Camillo den Nachen und fuhr zum Hummerfang die Küste entlang. Noch lange hörten die Freunde seinen eintönigen, melancholischen Gesang.

Ein drittes Goldstück, das Wilibald Don Garzoli pränumerando für „Miete und Kost" überreichte, be-

reitete dem biederen Fischer kindliche Freude. Er lief damit sogleich zu seiner Hausfrau. Aber Donna Cajeta hatte nichts Eiligeres zu thun als ihrem Gemahl den Schatz abzunehmen und ihn in ihrem Panzermieder zu verbergen; wahrscheinlich vergrub sie ihn später. Diese Gewaltthat seiner klugen Ehehälfte machte den würdigen Don ungemein niedergeschlagen; etwas tröstete ihn der Entschluß, das nächste Goldstück selbst verstecken zu wollen. Nach beigelegtem Zwist dankten die Gatten gemeinschaftlich ihrem guten Heiligen und Schutzpatron, daß er die beiden goldreichen Fremden in ihre Hütte geschickt, und faßten die frommsten Vorsätze, sich dieses Himmelsgeschenk möglichst zu nutze zu machen.

Nachdem die Genossen die häuslichen Geschäfte erledigt und mit ihren Wirten den Einkauf von Wein, Maccaroni und anderen Vorräten in San Felice besprochen, machten sie sich auf, das Kap zu rekognoszieren. Da jeder behauptete, sogleich ans Werk gehen zu müssen, so begab sich jeder allein auf Entdeckungen aus:

Ob er Werke von Menschen ersäh und Stimmen vernähme.

Wilibald machte Lokalstudien. Für heute zwar nur mit den Augen, aber wie gründlich betrieb er die

Sache, wie berufsmäßig! Er stellte sich hin, faßte die Scenerie ins Auge, fest und scharf wie ein Jäger sein Wild, und zählte langsam und nachdrücklich alles auf, was er sah, gewissermaßen das geschaute Bild in seinem Gehirn Zug für Zug nachzeichnend. Z. B.:

Vordergrund: wilder Ziegenpfad, der sich steil zwischen großblätterigen Myrten und blühendem Oleander die Felswand hinanzieht. (Wundersamer Kontrast der hellrosa Blüten mit dem silbergrauen Gestein und dem azurblauen Himmel.)

Klippe mit Fächerpalmengestrüpp und Aloen davon einige Exemplare blühend: blaugrüner schlanker Schaft mit brennendroter Blumenkrone. (Scharfe Silhouette gegen den strahlenden Hintergrund. Tiefsinniges Gleichnis: die Aloe blüht nur einmal und welkt; der Mensch lebt nur einmal und stirbt hin!)

Blick über das blaue regungslose Meer. (Unbeschreiblich!) Fernsicht auf Terracina mit der Burg des Theodorich und auf die ganze Felsenküste bis Neapel.

Er wollte eine neue Parenthese konstruiren, aber —

Gut, daß der Archäologe nicht neben ihm stand.

Es muß konstatirt werden, daß der Dichter der „Ideale“ an diesem glanzvollen Morgen sowohl seine neue Circe als seine zukünftige Unsterblichkeit voll-

kommen vergaß, jedes Studium „nach der Natur" aufgab und lang ausgestreckt unter einer Korkeiche liegend, dem Gesang jenes hohen Liedes lauschte, von dem rings um ihn Himmel und Erde erklangen: die unsterbliche Schönheit der Schöpfung

Doktor Fritz erlaubte sich, mit Würde vergnügt zu sein. Er hatte den Gipfel erstiegen, der sich gleich einem riesigen Altar jäh über den Felsrücken erhob, und die Ruinen des sogenannten Circetempels in Augenschein genommen. (Nur ein Archäologe oder ein Kriminalbeamter kann mit einer solchen wissenschaftlich ausgebildeten Methode etwas in Augenschein nehmen.) Er verwehrte sich streng, einen Blick an dem Objekt vorbei hinab in die Tiefe zu werfen, die Zaubergewalt ahnend, die hier auf ihn lauerte und die ihn, einmal erfaßt, nicht so leicht wieder losgelassen hätte. Auch er zählte auf, was er sah, das Gesehene sogleich für das archäologische Monatsheft stilisirend:

Auf der Südseite Mauern cyklopischer Konstruktion, die indessen einmal zerstört und dann wieder aufgebaut sein müssen, denn sie sind mit Kalk verbunden. Die andere Seite, nach den Pomptinischen (man beachte das archäologische p) Sümpfen zu, zeigt Mauern von kleineren Quadern, mit Ziegelreihen durchsetzt, eine Bauart, die erst in späterer Zeit aufkam. In geringer

Entfernung von diesen spärlichen, durchaus uninteressanten Trümmern befindet sich eine kreisrunde gemauerte Cisterne. Da durchaus keine Quellen auf der Höhe des Berges angetroffen werden ꝛc.

Äußerst zufrieden mit dem Ergebnis seiner Besichtigungen und dem durchaus sachlichen Stil, darin er dieselben ausgedrückt, setzte er sich auf den Rand vorbenannten Regenbehälters, nahm seinen breitkrempigen, mit havannabraunem Seidenbande geschmückten Strohhut ab, trocknete sich mit dem farbigen und altertümlich großen Schnupftuch die erhitzte Stirn, fuhr mit der blassen, zarten, fast vornehm schlanken Hand durch das schlichte hellbraune Haar und putzte darauf mit einer der Wichtigkeit der Situation entsprechenden Sorgsamkeit seine Brillengläser.

Während er putzte, mußte er fortwährend blinzeln. Wie Pfeile drangen die Sonnenstrahlen auf ihn ein. Selbst die grauen Trümmer leuchteten, als wollten sie an den archäologischen Augen für seine kritische Betrachtung Rache nehmen. Ja, Helios-Apollon schien seine besondere Freude daran zu haben, diesen Verächter des Apoll auf dem homerischen Felsen seine lodernde Macht fühlen zu lassen.

Und ringsum kein Strauch, hinter dem er hätte Schutz suchen können.

Er legte sein Taschentuch auf Art englischer Afrikareisender über den Kopf, eine phantastische Umhüllung, die seinem ehrbaren Gesicht gar seltsam stand, und erhob sich. Da mußte er es denn sehen.

Fast hätte er erschrocken zum zweitenmal seine Brille geputzt.

Er hieß Fritz Schulz, Fritz Schulz aus Berlin, der Sohn ehrlicher, aber unvermögender Eltern. Mit Müh und Not hatte sein Vater für das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium jedes Jahr das Schulgeld zusammengespart — mit Glanz und Ehren hatte der Sohn die Abiturientenprüfung bestanden. Doktor Juris sollte er werden — Doktor Archäologis wurde er. Zum Militärdienst zu kurzsichtig befunden (mit diesem Adlerblick für archäologische Gegenstände zu kurzsichtig!), war er zuweilen gefühlvoller Anwandlungen fähig, während deren Dauer er Pankow und Strahlau für paradiesische Gegenden hielt, eine Seite in Jean Pauls „Hesperus“ las und ins Theater ging: in das königliche Schauspielhaus, wenn mit Luise Erhardt grade Schiller gespielt wurde. (Aber weder die „Räuber“ noch „Kabale und Liebe“.) Das größte Ereignis seines Lebens war, daß er einem Mädchen, einem hübschen, echt deutschen Kind, blondzöpfig und blauäugig, zu dessen vierzehntem Geburtstag einen Rosen-

stock nebst einem sentimentalen Gedicht in Hexametern überreichte. Wenn er dieses Gedichtes und dieses Rosenstockes gedachte (es hatte beileibe kein Bouquet und es hatten nur Knospen, keine aufgeblühten Blumen an dem Stock sein dürfen), fühlte er noch jetzt, nach vier vollen Jahren, wie es ihm glühend in die Wangen stieg.

Und dieser nämliche Fritz Schulz, der ausgezogen war, um in Italien, dem Lande der Kunst und Poesie, das Andenken eines wunderschönen Weibes zu zerstören, starrte jetzt fassungslos auf die Welt zu seinen Füßen herab.

Fern, fern ragte es aus dem Glanz wie eine Felskuppe auf: die Peterskuppel! Und auf der anderen Seite — fern, fern eine schimmernde Pyramide, über der regungslos ein zartes Wölkchen schwebte: der Vesuv! Und zwischen Peterskuppel und Vesuv das ganze heilige römische Reich mit Meeresküsten, Golfen, Ebenen, Sümpfen, Wäldern — mit der Sabina, dem Albaner- und Volskergebirge.

Fritz stand regungslos da, bis er die Sonnenglut auf seinem Haupte brennen fühlte, daß dieses ihn zu schmerzen begann. Mit einem tiefen Seufzer wandte er sich langsam ab, kletterte er langsam die Steile hinunter. Seine Bewegungen dabei waren ungeschickt

und schwerfällig, aber voller Kraft; und als er sich plötzlich dicht vor einem klaffenden Felsspalt sah, sprang er kurz entschlossen mit einem kühnen Satz darüber hinweg.

Als Doktor Fritz noch immer nichts erspähen konnte, was auf dem nur mit Fächerpalmengestrüpp bewachsenen Fels irgend welchen Schatten hätte bieten können, fiel ihm ein, daß ganz in der Nähe des Gipfels sich eine der vielen Höhlen, die das Kap so geheimnisvoll machten, befinden müsse. Er beschloß, die Grotte aufzusuchen und darin die heißen Stunden zu verbringen. Sogleich schlug er in seinem archäologischen Handbuch nach.

„Wenn man von der höchsten Spitze nach der Richtung von Terracina hinuntersteigt, so erreicht man bald die sogenannte Grotte der Maja, eine Höhle, die —“

„Nichts Merkwürdiges sein wird,“ brummte Fritz Schulz, ohne weiter zu lesen, und schlug das Buch zu.

Er hielt Umschau, fand, daß er die rechte Richtung eingeschlagen, und wollte eben tiefer hinabklettern, als er plötzlich leisen Gesang vernahm. Fast, daß er erschrak. Es klang aber auch so unirdisch, so geisterhaft, so magisch: wie aus der Tiefe des Felsens dringend. Von neuem blieb er stehen wie gebannt,

mit angehaltenem Atem lauschend, ob er etwas verstehen könne.

Der Gesang dauerte fort, immer gleich gedämpft, immer gleich unweltlich. Mechanisch ging Doktor Fritz endlich weiter, bog um einen Vorsprung und glaubte nun, die Stimme deutlicher zu vernehmen; ja, es schien ihm, als sei er plötzlich der Sängerin ganz nahe, nur durch eine Felswand von ihr getrennt. Das Rätsel löste sich denn auch sogleich auf ganz natürliche Weise: er befand sich dicht bei der Grotte der Maja, und Maja, die Ziegenhirtin und Seidenweberin von San Felice, war zu Hause und sang.

Beinahe hätte er spöttisch aufgelacht.

Nach dem Eingang der Grotte suchend, blickte er um sich.

Er sah ein kleines Thal, das, von üppigster Vegetation erfüllt, wie ein in die Klippen gesunkener Zaubergarten vor ihm lag. Die steilen Wände umzog dichter Epheu, durchrankt von Caprifolium, Heckenrosen und weißen Winden. In der Tiefe wucherten, vor jedem Winde geschützt, die Bäume, Sträucher und Blumen des Südens; Pinien und Palmen, Cedern und Cypressen, um deren Stämme sich Reben rankten, die von Zweig zu Zweig bis hinauf zum Gipfel Guirlanden schlangen, bildeten einen tiefschattigen Hain,

dessen Unterholz aus Feigen und Granaten, japanesischen Mispeln und Erdbeerbäumen bestand; dessen Flora Narcissen und Nachtviolen, blühende Kakteen und Scabiosen waren. Eine Quelle entsprang oben im Gestein, fiel über die Felswand in ein natürliches Becken herab und schlängelte sich als silberhelles Bächlein durch eine blumige Trift, bis es im Dickicht verschwand. Auf der einen Seite führte es wie durch eine weite hohe Pforte aus der Schlucht auf den Berg hinaus. Eine Herde schwarzer langhaariger Ziegen weidete teils im Thale selbst, teils auf den Felsen. Hier und da erhob ein prächtiger Bock seine hohen gewundenen Hörner aus dem hellen Grün der Gebüsche.

Auf einmal verstummte der Gesang. Wie aus der Felswand getreten, stand neben einem über und über mit Blüten bedeckten Myrtenbaum ein Mädchen, eher klein als stattlich, eher hager als schlank. Sie trug ein leuchtend rotes Kleid mit schmalem gelbem Saume, faltenreich wie das Gewand einer Karyatide. Ein schmaler purpurfarbiger Busto umschloß eng die Brust; darüber bauschte sich das weite lose Hemde auf. Ein braunes gelbbefranztes Schleiertuch, das in der Weise, wie man es auf den Madonnenbildern sieht ihren Kopf bedeckte, ließ von ihrem Gesicht wenig sehen.

Die Arme, bis über den Ellenbogen hinauf nackt, waren olivendunkel.

Sie sah den Fremden stehen und sie anstarren und verschwand wieder. Gleich darauf ertönte von neuem der Gesang. Doktor Fritz zauderte noch eine Weile, lauschte noch eine Weile. Dann ging er langsam der Felswand zu, sah dicht neben dem Myrtenbaum den Eingang, trat näher, blieb unschlüssig stehen. Maja bemerkte sein Kommen, ließ sich jedoch in ihrem Singen nicht stören.

Sie hatte — das hörte sogar Doktor Fritz, der unmusikalischste Mensch von der Welt — durchaus keine besonders wohlklingende Stimme, aber es war eine solche unterdrückte elementare Leidenschaft darin, eine solche mühsam bezähmte Wildheit, daß der Archäologe von neuem ganz Ohr war. Natürlich verstand er kein Wort.

Maja nahm vom Webstuhl ein Stück Seide ab, wobei sie den gelben Schimmer prüfend durch ihre Finger gleiten ließ. Sie kehrte ihm dabei den Rücken zu.

Wie gelassen ihre Bewegungen waren; der Archäologe dachte: wie träge!

Der Webstuhl war so aufgestellt, daß von dem unverschließbaren Eingang her volles Licht auf ihn

fiel. Der Gelehrte blickte in eine tiefe Felsenhalle, deren Ende sich im Dunkel verlor. Das Gestein war rötlich und zeigte überaus phantastische Bildungen; von der Decke, die sich wie eine Kuppel wölbte, hingen Stalaktiten herab. In der Nacht des Hintergrundes strahlte ein Licht auf: ein Madonnenbild erschien in dem rötlichen Glanz der Öllampe.

Der gesamte Haushalt bestand aus einer Truhe und einigen Thongeschirren. Als Tisch diente ein antiker Altar und als Sessel mehrere Kapitäle mit prunkendem korinthischem Blätterschmuck. Der Archäologe konstatirte von seinem Platz aus, daß sie aus Alabaster seien, von welchem kostbaren Material sich im Altertum große Gruben auf dem Vorgebirge befanden, und rubrizirte sie ohne Bedenken in die Zeit der Antonine; also Verfall.

Mehr als das seltsame Mädchen sein Interesse, erweckte der geheimnisvolle Stein seine Forschbegierde. Er konnte nicht widerstehen, den Gegenstand näher in Augenschein zu nehmen.

Entschlossen trat er ein. Aber nun mußte er die Bewohnerin der Grotte auch anreden. Sie würde wohl ein so dummes Geschöpf sein wie alle anderen und sein wissenschaftliches Italienisch nicht verstehen. Vielleicht lachte sie ihn gar aus.

Er nahm sich also zusammen und rief mit möglichst starker, sicherer Stimme sein: Guten Tag! Wie geht es? in ihren Singsang hinein.

Sie drehte sich etwas nach ihm um, nickte gleichgültig und fuhr fort zu singen und ihre Seide zusammenzulegen. Der Archäologe sah ein zartes olivendunkles Oval und unter stolzen Brauen schwarze funkelnde Augen. Schön war sie nicht.

Doktor Fritz atmete auf — ganz erleichtert. Wäre sie schön gewesen, so hätte er sich sicher noch ungeschickter benommen. Vor schönen Frauen — besonders vor Mädchen — empfand er eine heilige Scheu. Mit Entsetzen dachte er einiger Gesellschaftsabende und Landpartien mit jungen Damen, wo allerlei dumme unpassende Pfänderspiele gespielt worden waren. Wirklich hatte es einmal ein neugebackener, alberner Lieutenant einzurichten gewußt, daß er gerade um die reinste und holdeste Blume seinen Arm schlingen durfte. Doch ehe der Frevel geschah — sie hätte es auch niemals geduldet, sie, seine Arria! — stand der lange hagere Primaner mit glühendem Antlitz und funkelnden Augen — sie funkelten unter der Brille jedenfalls — vor dem Sohne des Mars. Der sah den „Schuljungen“ sehr von oben herab an, aber den bereits erhobenen Arm ließ er doch wieder sinken.

Übrigens war auch Minchen Müller nicht schön — nein, ganz und gar nicht.

Bei einer antiken Statue, da allerdings ließ er sich Frauenschönheit gefallen, da war ihm die höchste Schönheit, das Ideal des Phidias und Polyklet, gerade schön genug. Er kannte jede Falte des Gewandes der milesischen Venus und jedes Grübchen des göttlichen Rückens der Venus vom Kapitol, doch vor der lebendigen, geheimen Schönheit eines Weibes hätte er schamhaft die Augen niedergeschlagen; ängstigte sie ihn doch schon, wenn es sie wie eine Pudicitia mit Falten umhüllte.

Aber sie war wirklich nicht schön, überdies begann ihr ungastliches Wesen ihn zu ärgern.

„He, Maja!“

Erstaunt, woher der Fremde ihren Namen wisse, sah sie auf.

Aber was für Augen sie hatte!

„So höre doch auf mit deinem Geschrei, wenn du siehst, daß ein Fremder da ist.“

Sie verstummte sogleich, hatte ihn also sehr gut verstanden.

„Ich bin müde und möchte bei dir ausruhen; ich bin hungrig und durstig und möchte bei dir essen und trinken. Kannst du mir etwas geben?“

Sie nickte, faltete ihre Seide völlig zusammen,

that sie in die Truhe und ging dann tiefer in die Grotte hinein, wo sie hinter einem Felsen, der wie ein geflügeltes Ungeheuer aussah, verschwand. Sogleich trat Fritz näher an den Altar heran, bückte sich erwartungsvoll, konstatirte, daß der Stein Peperin sei, was für sein hohes Alter zeugte, und glaubte auf der dem Inneren der Grotte zugekehrten Seite die halb erloschenen Chiffern einer altertümlichen griechischen Inschrift zu erkennen. Sein Herz pochte. Grade wollte er, um die bedeutungsvollen Lettern besser zu sehen, ein Wachszündholz anstreichen, als Maja zurückkam. So bezwang er sich denn, die zeitraubende ausführliche Besichtigung des Steines aufzuschieben: erst mußte er mit der Bewohnerin der Grotte näher bekannt geworden sein, und vor allem mußte er erst gegessen und getrunken haben.

Sie brachte einen Krug Ziegenmilch, Käse und Brot, eine Honigscheibe und frische grüne Mandeln, stellte alles schweigend vor ihn hin auf den Tisch, das heißt auf den Altar, und begab sich wieder zu ihrem Webstuhl. Während sie auf diesem ein neues Gewebe herrichtete, schielte sie zu dem Fremden hinüber. Wie häßlich er war!

Weshalb versteckte er seine Augen hinter blauen Gläsern? Gewiß hatte er den bösen Blick.

Zum Glück besaß sie ein Büffelhorn und brauchte

sich also nicht zu fürchten. Damit er wisse, daß er ihr nichts anhaben könne, ging sie hin, nahm das graue schützende Horn von einem Felsvorsprung herab, schritt, den Talisman hoch in der Hand haltend, dicht an ihm vorbei und hing es grade vor ihm über dem Eingang auf. Seine Augen folgten ihr, und wohl oder übel mußte er ihren Gang bewundern, wie sie sich beim Gehen leicht in den Hüften wiegte, die durch keine Einschnürung verunstaltet waren; mußte bewundern, wie sie den Kopf trug. Was sie mit dem Horn bezweckte, erriet er nicht.

Als sie sich wieder umwandte, machte er sich hastig über den Käse her, der in der That vortrefflich war, mit allerhand scharfen Kräutern gewürzt. Er verursachte heftigen Durst. Das dunkle edel geformte Milchgefäß zur Hand nehmend, entdeckte er, daß er einen kostbaren griechisch-kampanischen Krug in den Fingern hielt, von jener seltenen Art, die auf schwarzem Grunde matt-rötliche Figuren schmücken. Doch hatte er an diesem Tage so viel des Wunderbaren erlebt, daß ihn heute nichts mehr wunderte.

Er aß und trank also mit mächtigem Appetit weiter und sah dabei durch den gewölbten Eingang und durch jenes Felsenthor auf das azurblaue Meer und die Bergkette des Golfes von Gaeta. Maja hatte

sich wieder an ihre Arbeit gesetzt und noch immer kein Wort gesprochen. So begann er denn nach erfolgter Sättigung von neuem:

„He, du — du bist doch die Maja?“

„Freilich!“

Auch wenn sie sprach, klang ihre Stimme seltsam tief und dunkel.

„Ich wohne mit einem Kameraden bei deinen Pflegeeltern in Paolo drunten.“

Er erwartete ein Zeichen ihres Erstaunens, einen Ausruf, eine Frage; aber nichts von dem allen geschah.

Ein nichtswürdiges Volk hier, machte Fritz seine stillen Betrachtungen, gar kein Interesse, ganz in Apathie versunken, kurzum: ein entartetes Volk.

Laut sagte er:

„Wir schlafen in der Kammer. Es gefällt uns sehr gut drunten. Einige Wochen werden wir wohl bleiben.“

„Warum?“

Sie fragte es anscheinend vollkommen theilnahmlos, jedoch ein besserer Beobachter, als Doktor Fritz Schulz es war, hätte gewahren können, wie sie gespannt auf die Antwort wartete und blitzschnell aufsah.

„Warum? Ei, weil es uns gefällt!“

Doch das verstand sie nicht.

„Gestern war Camillo oben; gestern könnt ihr noch nicht drunten gewesen sein.“

„Richtig. Wir sind gestern erst angekommen.“

„Nun so geht doch wieder.“

Der harmlose Doktor war völlig verblüfft.

„Wirklich ein ungezogenes Geschöpf,“ murmelte er.

Sie fuhr fort:

Was thut ihr in Paolo? Geht nach San Felice oder Terracina. Da giebt's Wein und Maccaroni, und des Sonntags machen sie in Terracina Musik.“

Sie unterbrach sich:

„Hat Camillo euch schon gesehen?“

„Heute morgen. Der sieht uns auch nicht besonders freundlich an, der möchte uns gern forthaben.“

„Hat er's euch gesagt?“

„Wir fragten ihn nicht. Es stand ihm aber an der Stirn geschrieben — gerade so wie dir. Was habt ihr zwei gegen unser Hiersein?“

Sie erwiderte nichts, webte weiter, fragte dann plötzlich:

„Nicht wahr, ihr gebt Camillos Vater Geld?“

„Wir zahlen ihm etwas.“

„Viel?“

„Nicht mehr, als ihm zukommt. Das heißt, mein Freund ist leichtsinnig und giebt ihm mehr, als ihm zukommt.“

„Dann ist euer Kamerad also ein Inglese? Warum habt ihr ihn nicht mitgebracht?“

„Er wird wohl kommen.“

„Wann?“

„Morgen oder heute noch.“

„Sagt ihm, er soll sich in acht nehmen.“

„Vor dir?“

„Wie?“

„Vor wem soll sich mein Freund in acht nehmen?“

„Vor —“

Sie wollte ihm sagen, stockte, verfiel in Nachdenken. Fritz wußte nicht, ob er das seltsame Gespräch humoristisch oder ernsthaft auffassen sollte. Es war wirklich ein eigentümliches Geschöpf.

Camillo ist verliebt in sie, entschied er scharfsinnig. Nun, ich kann es dem Burschen nicht verdenken. Natürlich ist auch sie ihm gut — wenn sie überhaupt einem Menschen gut sein kann. Ich glaub's nicht. Sie hat etwas von einer Katze.

Und er betrachtete sie sich von neuem. Wie sie in dem Dämmerlicht der Grotte mit vorgebeugtem

Oberleib am Webstuhl saß, war sie eine ganz antike Gestalt, aber keine Penelope.

Das Schweigen bedrückte ihn. Auch hätte er gar zu gern noch allerlei von ihr erfahren. Daß man, um das Volk kennen zu lernen, mit dem Volk reden müsse, war eines seiner ersten Reisegesetze.

In seinem ungelehrtesten Italienisch, sogar den Dialekt nicht verschmähend, so gut er mit diesem Kunststück zu stande kommen konnte, bemühte er sich, seine Kenntnis des italienischen Volkscharakters durch einen neuen Dialog zu erweitern.

„Bist du denn gern hier oben?"

Sie sah ihn verwundert an, so daß er sich veranlaßt fühlte, sich mehr ihrem Begriffsvermögen gemäß auszudrücken:

„Ist es dir hier nicht zu einsam? Denn du bist doch wohl fast den ganzen Tag über allein."

„Camillo ist oft da."

„Ei, natürlich! Aber daß die Grotte gar nicht verschließbar ist. Fürchtest du dich denn nicht? Nachts so allein" —

„Warum sollt' ich mich fürchten?"

„Freilich. Und der Hirtenknabe ist ja wohl auch da."

„Der schläft draußen bei den Ziegen."

„Richtig. Aber dir thut kein Mensch etwas, und gestohlen wird hier wohl nicht?

„Gestohlen?“

Die zehn Gebote scheint man auf diesem Felsen auch nicht zu kennen, dachte Doktor Fritz. Aber es ist wirklich ein höchst ungewöhnliches, um nicht zu sagen befremdliches Geschöpf. Was Wilibald wohl dazu meinen wird? Pah, der! Der wird seine lächerlich langen Haare schütteln — denn es sind gar keine Locken —, seine schönen blauen Augen rollen lassen und sofort ein Gedicht dichten, natürlich in diesem matten modernen Versmaß. — (Er hatte sein einziges poetisches Verbrechen wenigstens in klassischen Hexametern verübt und hätte Minchen Müller am liebsten griechisch besungen.)

Durch seine Empfindung gegen den Poeten und seine Erinnerung erhitzt, nahm er — denn dann ward ihm stets gleich kühler — seine Brille ab, stand auf und ging zu Maja, um sich ihre Weberei zu betrachten, die noch ebenso primitiv war wie zu Zeiten, da noch Königstöchter und „hehre, melodische“ Göttinnen das Weberschifflein durch die schimmernden Fäden warfen. Maja sah ihn an und er sie auch. Es war ein langer, forschender, verwunderter Blick, den eines in die Augen des anderen senkte. Doktor Fritz wurde

dabei über und über rot. Plötzlich erhob sich das Mädchen, schritt schnell dem Eingang zu und nahm das Büffelhorn hinweg, das sie achtlos hinter einen Felsen warf.

Sie hatte keine Lust mehr zum Weben, kauerte sich vor dem Eingang auf einen Felsblock mitten im Sonnenschein nieder, riß das braune Schleiertuch ab und begann sich das Haar aufzulösen und von neuem zu zöpfen. Um ihren Gast kümmerte sie sich nicht. Der blieb schamhaft in der Höhle zurück, aber doch an dem Platz, von dem aus er sie sehen konnte.

Ihr ewigen Götter — sie war ja doch schön! Wie sie das lange, kohlschwarze, mächtige Haar mit einer fast wilden Bewegung schüttelte, daß es sie ganz einhüllte — wie sie dann dasaß, das sonnenbeschienene emporgehobene Gesicht wie Bronze leuchtend — da war sie wirklich schön. Und was für merkwürdig rote Lippen sie hatte und wie dazwischen die weißen Zähne hervorblitzten — der Archäologe mußte es konstatiren: es war der Mund einer Bacchantin.

Dann hob sie wieder zu singen an. Gleich beim ersten Ton ward es zwischen den Felsen lebendig: von allen Seiten kam die Herde in tollen Sätzen herbeigesprungen. Maja lachte laut auf, flocht sich die Haare ein und begann mit den Tieren halb sprechend,

halb singend eine Unterhaltung. Ganz ehrbar hörten die würdevollen Böcke und schlanken Ziegen ihr zu. Da sie ihnen jedoch kein Salz, keine Leckerbissen gab, entfernten sich die meisten allmählich wieder.

Weil ihr heiß ward, band sie sich ihre Korallenschnüre ab und knöpfte sich harmlos vor der Brust das Hemd auf. — Der Archäologe fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoß. Welch ein Glück, daß der Poet diese Toilette des Naturkindes nicht mit ansah. Der überspannte Mensch wäre im stande, nicht nur einen Band lyrischer Gedichte darüber zu dichten, sondern auch drucken zu lassen.

Da wurden die Ziegen um Maja herum unruhig, meckerten, stoben auseinander. Das Mädchen stand auf, um nachzusehen, was die Störung verursache. Diesen Augenblick benutzte Doktor Fritz. Hastig zog er einen Lire aus der Westentasche — eine Börse führte er nicht —, legte ihn auf den Opferstein, schlich zum Ausgang und entkam ungesehen. Kaum war er hinter den Klippen verschwunden, als durch das Felsenthor der Poet das Thal betrat.

Erst nach einer Viertelstunde eifrigen Herabsteigens fiel dem Archäologen zu seinem Schrecken ein, daß er

die Inschrift auf dem Opferstein nicht entziffert. Er würde noch einmal hinmüssen. Wie ärgerlich!

* * *

> Drinnen, o Freund, ist eine, die rasch
> ein schimmernd Gewande
> Webt und melodisch singt, daß ringsum
> hallet die Hausflur,
> Göttin oder auch Weib —

Freund Fritz fand den Weg zur Bucht von Paolo nicht wieder zurück. Immer lag sie tief unten, gerade unter ihm; aber immer verlief der wilde Pfad an irgend einer abschüssigen Wand, an der kein Herabklimmen möglich war. Der Schweiß rann ihm von der Stirn; er kam sich wie verzaubert vor. Schon dachte er daran, nach der Grotte zurückzukehren und sich von Maja führen zu lassen.

Da hörte er Schritte. Es kam jemand über die Felsen gestiegen, durch die Myrtengebüsche. Camillo war's, der Sohn Don und Donna Garzolis. Er trug über den Rücken geworfen ein Netz mit einem mächtigen Hummer, Tintenfischen und anderen Seeungeheuern. Seine braunen Beine waren bis zu den Oberschenkeln nackt, um den Leib hatte er vielfach eine rote Schärpe

gewickelt, das Hemd stand auf der Brust offen, am Halse hing an einer Lederschnur ein blechernes Heiligenbild. Eine rote phrygische Mütze saß keck auf dem schwarzen Krauskopf.

Der schöne Jüngling — Freund Fritz hatte ihm bereits unter den Antinousgestalten seinen Platz angewiesen — warf aus seinen düsteren Augen einen brennenden Blick auf den Gast seiner Eltern, wollte ohne Gruß und Wort an ihm vorbeigehen, wurde indessen angehalten und nach dem Wege befragt.

Sehr zu seinem Glück wollte der Fremde nach Paolo hinab und nicht — zum Beispiel zur Majagrotte hinauf. Er wäre sonst heute sicher nicht mehr hingekommen, sondern — zum Beispiel zur Ziegenhöhle, die gerade auf der entgegengesetzten Seite lag. Den Weg nach Paolo jedoch zeigte Camillo dem Signore gern. Damit er ja nicht fehl gehe und durch einen Zufall vielleicht dennoch zur Majagrotte käme, erbot er sich sogar, den Herrn noch eine Strecke zu begleiten.

Der Archäologe, dem daran lag, sich die Gunst des hübschen, trotzigen Burschen zu erwerben — denn „ohne Cicerone ist man ja auf dieser verhexten Insel verloren“ — wollte dem mißtrauischen Jüngling durch eine kleine Plauderei seine große Harmlosigkeit beweisen.

Auch wünschte er dringlich, über den circeischen Volkscharakter weitere Erfahrungen zu sammeln.

Zu seiner Freude fand er den jungen Don weniger düster gestimmt als am Morgen. Hätte er gewußt, wodurch er Camillos Zutrauen gewonnen: durch die Thatsache nämlich, daß er der „Häßliche, Graue" und nicht der „schöne Blonde" war — er hätte für den Antinous von Paolo wohl etwas weniger freundschaftlich gefühlt.

„Hast du all das Getier gefangen?" begann er vertraulich.

„Wer sonst?"

„Laß doch einmal sehen."

Willig nahm der junge Fischer das Netz vom Rücken und öffnete es. Das war ein buntes Durcheinander, phantastisch und toll, als ob im Meer Fasching sei: Seesterne, Quallen und Taschenkrebse. Sogar ein junger Polyp (Octopus) war dabei.

Entsetzt starrte der Gelehrte das kleine Meerungetüm an. Es lebte noch, hatte sich wie ein Igel zusammengerollt und schielte mit seinen gläsernen grausamen Augen tückisch und unbeweglich die beiden an.

„Was thust du mit dem Monstrum?" erkundigte sich Freund Fritz schaudernd.

Camillo machte mit der Hand die bekannte beredte

Bewegung nach dem Munde, fühlte sich sogar veranlaßt, hinzuzufügen:

„Es schmeckt sehr gut!“

Den Gelehrten machte die Vorstellung eines gesottenen, gebackenen und frikassirten Polypen zu fassungslos, um sich in der Eile besinnen zu können, ob auch die Griechen und Römer Octopusse speisten. So viel war indessen sicher: Platon und Lukullus gewiß nicht.

„Aber wohin willst du denn mit deinem Fang? Man geht doch nicht über den Berg nach San Felice hinab.“

Der Bursche zauderte mit der Antwort; dann gestand er:

„Das Netz bringe ich ihr hinauf.“

„Maja? Schmeckt ihr dein Scheusal auch so gut?“

„Natürlich!“

Sie ißt Octopusse! dachte der Archäologe ganz verstört. Nach einer Pause, während welcher er sich zu beruhigen suchte, wollte er fragen: Du bist ihr wohl schrecklich gut? brachte es aber nicht über die Lippen. Zugleich mußte er sich gestehen, daß es kein schöneres Paar geben könne: Antinous und die Bacchantin.

„Du bist wohl oft da oben?“

Camillo gab keine Antwort; er war plötzlich traurig geworden. Der Ausdruck tiefer Schwermut auf seinem

jungen Gesicht machte es noch anziehender, noch mehr dem Antinoustypus ähnlich. Sogar Freund Fritz mußte bemerken: Der ist verliebt!

Plötzlich stellte sich Camillo vor ihn hin. Mit zuckenden Lippen, flehendem Blick, zwischen Scheu und Angst, Stolz und Verlangen schwankend, stieß er hervor:

„Ihr seid ein Inglese, Ihr wißt alles — ist's wahr, daß ihre Ziegen deshalb so viele Milch geben, weil sie in den Johannisnächten Sprüche über sie hinspricht? ihre Käse deshalb so gut sind, weil sie unheilvolle Kräuter hineinmischt, und daß man gar nicht von ihr lassen kann, weil sie in die Milch einen Zaubersaft schüttet? Ihr wißt alles; sagt mir's!"

Die Leidenschaft seines Schmerzes und seiner Liebe, die er vor dem Fremden verbergen wollte, durchbebte seine ganze Gestalt. Freund Fritz geriet in höchste Verwirrung.

Was ist das? fragte er sich selbst; und gab sich selbst zur Antwort: Das ist ja auf diesem fälschlich benannten Circekap ganz genau wie in der Geschichte von der Circe. Laut sagte er endlich: „Was fällt dir ein? Maja ist ein ordentliches Mädchen. Ich habe nicht das mindeste Verdächtige bemerkt. Überhaupt sind dergleichen Geschichten Märchen, dergleichen Geschichten sind Unsinn, dergleichen Geschichten" —

„Ihr waret bei ihr?“ unterbrach ihn Camillo in einer Anwandlung seiner alten Verdüsterung.

„Ich war bei ihr.“

„Hat sie Euch Milch gebracht? Habt Ihr von der Milch getrunken?

Er erwartete angstvoll die Antwort.

„Freilich hat sie mir Milch gebracht; ich verdurstete fast. Es war zwar Ziegenmilch, aber sie schmeckte vortrefflich; hätte nie gedacht, daß Ziegenmilch so gut schmecken könne.“

„Hat sie gesungen?“

„Gewiß!“

Freund Fritz war ordentlich stolz, bereits ganz geläufig die Ausdrücke des Volks gebrauchen zu können; sie gaben ihm, dem echten Sohne der Spree, ganz die Empfindung eines geborenen Italieners und zwar eines Mannes, der zeitlebens mit dem Volke verkehrte. Der Poet konnte sich darin nicht mit ihm messen; der Poet dauerte ihn zuweilen.

Camillo war ganz blaß geworden. Seine Augen, die so leicht und so leidenschaftlich alle Regungen seiner Seele verrieten, drückten Schreck und Trauer aus.

„Dann werdet Ihr wieder hinauf müssen. Wollt Ihr nicht lieber gleich mit mir umkehren?“

„Freilich werde ich wieder hinaufmüssen," erklärte der Gelehrte eifrig. „In der Grotte liegt ein Stein, darauf steht eine Inschrift, die ich lesen muß."

Mißtrauisch blickte der Sohn der römischen Wildnis auf den Mann der Wissenschaft.

„Ist's ein Zauberspruch?"

„Was denkst du!"

Doch Camillo ließ sich nicht so leicht überlisten.

„Wenn's ein Zauberspruch ist, müßt Ihr ihn mich lehren."

„Wozu gebrauchst denn du einen Zauberspruch?"

„Wenn Ihr's nicht verraten wollt" —

„Keinem Menschen."

„Ihr müßt mir's bei der Madonna zuschwören."

Teils betroffen, teils belustigt beteuerte Fritz ernsthaft:

„Ich verspreche über dein Geheimnis gegen jedermann zu schweigen — wenn es kein Verbrechen ist."

Camillo zauderte. Ihm fiel ein, daß der Fremde ein Inglese, also ein Heide sei. Aber er hatte nun einmal Zutrauen zu ihm gefaßt. Überdies hing für ihn von der Kenntnis eines Zauberspruches mehr als sein Leben ab.

So trat er denn dicht an seinen neuen Freund

heran, spähte scheu umher, ob sie nicht belauscht werden könnten, und erzählte dann:

„Als da drüben das alte Rom noch war, da stand auf unserem Berge ein großer Palast, der war aus dem weißen lichten Stein erbaut, wie er in den Gruben drunten zu finden ist. Die Thüren und Decken waren aus Gold, aus Gold die Schemel und Tische, die Krüge und Schüsseln, die Betten und das Madonnenbild. Und in dem Hause wohnte eine Zauberin, die hieß Circe. Circe saß an einem goldenen Webstuhl und webte goldene Gewänder. Sie konnte auch allerlei Tränke brauen und Salben kochen. Heilige Jungfrau — und wie sie sang! Wenn dann von Neapel und Sicilien die Schiffe vorbeifuhren, trat sie mit ihrer Spindel vor die Thür, spann und sang. Dann mußten alle Schiffe an Circeo landen und alle Schiffer heraufkommen, sie mochten wollen oder nicht, und mußten alle ins Haus hineingehen, in den goldenen Saal — bei der lieben Himmlischen, das mußten sie!“

Camillo that diesen feierlichen Eid, weil sein Zuhörer zu seiner wahrhaftigen Erzählung ein ganz sonderbares Gesicht machte. Es war aber auch zu arg! Um für das Niedagewesensein einer Circe auf dem Circekap unwiderlegliche Beweise zu sammeln,

war er weit hergereist, und nun wurde ihm von dem ersten besten Circesen die Geschichte der Zauberin berichtet und das mit welchem inbrünstigen Glauben!

„Erzähl nur weiter, Camillo." Er sagte es ganz sanft, ganz ergeben.

Und Camillo erzählte weiter, mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen, den ganzen Inhalt des zehnten Gesanges der Odyssee.

„Die fremden Schiffer mußten sich auf die goldenen Stühle an die goldenen Tische setzen und aus den goldenen Krügen trinken; aber Wein, nicht Milch. Und wenn sie nicht trinken wollten, fing die Zauberin zu singen an. Dann mußten sie trinken, sie mochten wollen oder nicht. Wie es ihnen schmeckte! Kaum hatten sie getrunken, so sprangen sie auch schon als leibhaftige Ziegenböcke umher — bei allen Heiligen, Herr, es ist wahr!"

„Ich glaube dir ja," versicherte Fritz ganz gegen seine Überzeugung.

Etwas beruhigt fuhr Camillo fort:

„Und sie jammerten alle — als Ziegenböcke, Herr. Mochten auch nicht auf die Weide gehen: die Myrtenblätter schmeckten gar bitter. Die Zauberin stand mit ihrer Spindel vor der Thür, spann goldene Fäden, sah zu, wie ihre Ziegen vor Kummer hohe Sprünge

thaten, und lachte. Damit sie aber nicht verhungerten, bepflanzte sie den ganzen Berg mit Ziegenkraut — seht, hier wächst noch welches. Dessen kleine grüne Knospen fraßen die armen verwandelten Schiffer, wollten aber gar nicht fett davon werden.

„Und einmal kamen zwei Brüder. Der jüngere trank gleich von dem Wein, wurde auch gleich verwandelt. Aber der ältere war schrecklich klug und that als schliefe er. Als nun Circe zu singen anfing, hielt er sich heimlich die Ohren zu. In der Nacht stand er auf, fand die Hexe in ihrem goldenen Bett, band sie mit ihrem langen Haar daran fest und drohte, sie zu erstechen, wenn sie seinen Bruder nicht gleich wieder zum Menschen verwandele. Da half denn der Unholdin kein Schmeicheln und Schelten, kein Weinen und Wehklagen. Und als sie anfangen wollte zu singen, ritzte er sie gleich mit dem Messer, daß sie jammervoll aufschrie und ihm den Zaubertrunk gab. Damit verwandelte er seinen Bruder und alle die anderen. Aber als er die böse Zauberin totstechen wollte, kam sie ihm so schön vor, daß er sie küssen mußte. Da lachte sie auf, daß man es bis nach Terracina hinüber hörte; da blitzte und donnerte und stürmte es, daß das Meer bis zum Gipfel hinaufschäumte — da riß der Berg

mitten durch und verschlang den Palast und alle, die drinnen waren.

„Aber Circe lebt heute noch im Berg und läßt sich heute noch von ihrem Liebsten herzen und küssen und lacht heute noch dabei auf, daß man es oben hört. Sie ist mit ihrem Haar am Gestein fest gewachsen, und wer das Zauberwort kennt, vor dem thut der Felsen sich auf, und alles Gold wird sein. — Sagt mir das Wort."

„Was willst du denn mit all dem Gold anfangen?"

„Was ich damit anfangen will?"

Sein Erröten, sein Stammeln, sein brennender Blick sagten es.

„Wohl alles Maja schenken?"

„Alles!" versicherte er in leidenschaftlicher Aufregung. „Sie muß in einem Palast wohnen wie eine große Signora und muß von goldenen Tellern essen und um den Hals goldene Ketten tragen. Das muß sie und das will sie."

„Das will sie. Hat sie dir das gesagt?"

„Gesagt hat sie es mir nicht, aber ich weiß es. Ich weiß alles von ihr, alle ihre Gedanken. Ihr glaubt nicht, Herr, wie sie das Gold liebt, wahrhaftig

mehr als die Madonna; sie weiß selbst nicht wie sehr."

Er hatte noch mehr auf dem Herzen, aber Freund Fritz war zu tief in Gedanken versunken, um es zu bemerken. Endlich kam er von selbst damit heraus:

„Sagt, Herr —"

„Was, mein Junge?"

„Der andere — der schöne Blonde —"

„Wer?"

„Nun, Euer Freund."

„Was ist's mit dem? Also den schönen Blonden nennst du ihn?"

„Nicht wahr, er hat viel Gold?"

Was war das? Auch Maja hatte sich nach dem Reichtum des Freundes erkundigt und das wie angelegentlich.

„Was kümmert das dich!" fuhr er den Jüngling an.

Camillo, nicht im mindesten von der plötzlichen Heftigkeit des häßlichen Grauen überrascht, wich der Antwort aus:

„Mein Vater hat von ihm Gold bekommen — es ist gar nicht gut, meinem Vater Gold zu geben. Wozu auch?"

„Du bist ja ein recht liebevoller Sohn!"

Camillo kannte keine Ironie; ernsthaft erklärte er daher:

„Gold ist ein Teufel.“

„Und doch willst du für Maja ein goldenes Haus bauen?“

In der Brust des Jünglings kämpfte es heftig. Ahnungslos davon, was in ihm vorging, schritt Freund Fritz hinter ihm her. Da es bis Dato noch nicht zu seiner Kenntnis des Volkscharakters gehörte, zu wissen, daß ein junger Circese sich unter Umständen vor Leidenschaft der Länge nach auf den Boden werfen kann, wo er gerade geht oder steht, entsetzte er sich nicht wenig, als Camillo plötzlich der Länge nach vor ihm auf dem Felsen lag.

Im ersten Schreck dachte der Gelehrte an einen Sonnenstich.

„Was ist dir, Camillo? Was hast du?“

„Wenn ich ihr kein Gold bringen kann, liebt sie mich nicht! O, ich Elender, ich Unseliger, ich Verfluchter!“

Um der Weberin — um eines Weibes willen dieser Anfall von Verrücktheit?! Freund Fritz war mit Recht im höchsten Grade ungehalten.

„Augenblicklich steh auf!“ gebot er dem unglücklich Liebenden zornig. „Ist das eine Art? Bist du acht

Jahre alt? Mit solcher Dummheit die Menschen zu Tod zu erschrecken. Es ist unerhört! Ist sie dir nur gut, wenn du mit Gold zu ihr kommst, so ist sie ein schlechtes Geschöpf, und du bist ein ehrloser Mensch, wenn du noch länger an das Frauenzimmer denkst. Hast du mich verstanden?"

Camillo war wirklich augenblicklich aufgestanden. Mit einem Blick, dessen angstvolles Flehen und kindliche Hilflosigkeit den Zürnenden rührte, meinte er:

„Ich kann ja nicht mehr von ihr lassen; sie hat es mir angethan. Ach, Herr, Herr, auch Ihr werdet wieder zu ihr hinauf müssen!"

„Ich habe dir ja gesagt, weshalb ich wieder zu ihr hinauf muß!" rief der Archäologe in heller sittlicher Entrüstung über die Zumutung, daß er sich in solch ein goldgieriges braunes Geschöpf verlieben könne. „Aber mit dir ist nicht zu reden. — Da sind wir übrigens fast in Paolo. Wenn du auf den Rat eines, der es gut mit dir meint, hören willst, so bringst du jetzt deine Quallen und Meerungetüme nach San Felice zum Verkauf, statt wieder den Felsen hinaufzuklettern und —"

Aber Camillo war bereits wieder umgekehrt.

„So laufe in Gottes Namen in dein Unglück hinein!" schalt der aufgebrachte Gelehrte ihm nach.

Auch Camillo blieb noch einmal stehen und rief hinunter:

„Sagt Eurem Freunde, er solle vor mir auf seiner Hut sein! — Wenn Ihr mir das Zauberwort nennt, sollt Ihr die Hälfte von allem Golde bekommen! Wollt Ihr?"

„Umsonst sollst du es haben!" schrie Freund Fritz böse hinauf. „Götter, welch ein entartetes Volk!"

Im Weitergehen dachte er:

Also den schönen Blonden nennen sie ihn; sie gewiß auch, wenn sie ihn erst gesehen hat. Und die Kreatur liebt das Gold! — Ich werde mit den Eltern dieses tollen Burschen ein deutsches Wort reden müssen und mit dem Poeten auch. Solchen Phantasten kann man das Schlimmste zutrauen.

Er verlor sich so tief in Grübeleien, daß er in dem Garten Lukulls durch eine lange Rosenranke, die sich ihm um die Füße schlang, fast zu Fall gebracht worden wäre.

Aber auch Camillo sann nach:

Umsonst will er mir das Zauberwort sagen? Dann muß es ein falsches Wort sein.

Er seufzte tief auf und lief dann beinahe den jähen Pfad hinan, dabei von Klippe zu Klippe springend; Maja wartete gewiß schon längst auf ihn.

Wenn er ihr statt eines Netzes voll Meergewürm einen Sack voll Gold brächte, würde sie ihn gewiß küssen.

— — — — — — — — — — — — — —

Erst nach Anbruch der Nacht langte Wilibald in Paolo an, wo Fritz bereits voll Ungeduld und Unruhe seiner wartete. Seine erste ärgerliche Frage war: „Mensch, wo bleibst du so lange?“ Seine zweite, als er ihm ins Gesicht sah: „Wilibald, was ist dir begegnet?“

Statt aller Antwort citirte der Dichter:

Drinnen, o Freund, ist eine, die rasch ein schimmernd Gewande
Webt und melodisch singt, daß ringsum hallet die Hausflur,
Göttin oder auch Weib —

Aber das Pathos, womit er deklamirte, war falsch und das Auflachen, das er den Worten „Göttin oder auch Weib“ folgen ließ, krampfhaft. Er begab sich sogleich in die Kammer und warf sich, ohne das für ihn zurückgestellte Nachtessen angerührt zu haben, aufs Bett.

„Der hat auch Ziegenmilch bei ihr getrunken, der wird auch wieder zu ihr hinaufmüssen,“ monologisirte Freund Fritz. „Die braune Hexe hat recht: Was

thun wir hier? Wir sollten uns fortscheren. — Kinderei, wir bleiben!“

Aufgeregt schritt er noch lange am Meere auf dem weißen Ufersand hin und her. Die Wellen rollten oft bis zu seinen Füßen, rauschten und rauschten, als hätten sie ihm etwas zu sagen: etwas Geheimnisvolles, Unheilvolles. Aber wie hätte der Archäologe auf dergleichen hören sollen! Das überließ er Poeten und anderen Phantasten.

Dem Gelehrten träumte von einem Bacchuszug: Wilibald idealisirt als Dionysus — Maja in voller Lebenswahrheit, als jugendliche Bacchantin: Eppich in den wild flatternden Haaren, den Kopf mänadisch in den Nacken geworfen, statt des Tyrsosstabes eine Spindel schwingend, raste an der Seite des Gottes die braune Hexe dahin. Wie schön sie war!

Freund Fritz fühlte im Schlafe, daß er heiß errötete: das Lügen war sonst seine Sache nicht. Vor Schreck darüber, daß er gelogen haben sollte, vergaß er, seinen Studenten auseinanderzusetzen, daß ein blonder Dionysus und eine spinnende Bacchantin ein unerhörter Anachronismus sei.

II.

Mengte dann des Käses und Mehls und gelblichen Honigs
Ihnen in pramnischen Wein und mischt' unheilbare Säfte
In das Gericht, daß gänzlich ihr Vaterland sie vergäßen.

Don und Donna Garzoli fühlten sich lebhaft beunruhigt und hielten lange heimliche Unterredungen miteinander, wie sie solche kaum zur Zeit ihres Brautstandes gehabt.

„Er behext uns," jammerte Frau Cajeta und warf einen scheuen Blick zum Strand hinunter. Hier saß Fritz auf einem Trümmerstück der lukullischen Villa vor irgend einem antiken Marmorblock und bemalte angesichts des ewigen Meeres und des homerischen Circekaps mit einer kohlschwarzen Flüssigkeit Bogen auf Bogen schneeigen Papieres mit höchst unheimlichen Zeichen.

Ihr aufgeklärter Gemahl versuchte sie zu beruhigen.

„Er schreibt.“

„Was ist das?“ forschte die mißtrauische Cajeta. In ihrem Leben war ihr nur einmal Geschriebenes zu Gesicht gekommen: jener Zettel, den man bei Maja gefunden und, mit Weihwasser besprengt, hatte ins Meer werfen wollen. Sogar der Geistliche, Don Sebastiano Spagnuoli, war damals darüber erschrocken gewesen.

Hätte sie ihren Gatten gefragt: Welches sind die drei Dimensionen? Und es soll ja wohl auch eine vierte geben? Was war die ägyptische Finsternis und wie ist es mit dem pythagoreischen Lehrsatz? Warum ist die Kugel rund und weshalb spricht man von einem Gesetz der Schwere? — Don Garzoli wäre ohne Zweifel um die Antwort nicht verlegener gewesen, als er das jetzt war. Er schwieg sinnend, kratzte sich nachdenklich hinter den Ohren, starrte bekümmert ins Meer hinaus, murmelte, seufzte, schüttelte wehmütig sein Haupt — blieb geheimnisvoll stumm. Aber von seiner wißbegierigen Hausfrau gedrängt, mußte er sich zuletzt doch entschließen, seine Meinung zu äußern:

„Wer kann das wissen! Die wissen allerlei, die haben für alles ihre Zeichen, wenn sie nicht reden wollen. Sie thun's mit den Händen, gerade so wie

wir. Wenn wir Hunger haben, sagen wir's auch nicht und sagen es doch."

Er riß seinen Mund auf, schloß die Fingerspitzen seiner rechten Hand, warf den Kopf zurück und verschlang pantomimisch eine mächtige Schüssel Maccaroni.

„Ich sage dir, die sind schlau! Die nehmen einen Tintenfisch, schneiden die Galle heraus, machen die Galle auf und malen damit hin, daß der eine gleich weiß, der andere will Maccaroni essen, ohne daß der andere seinen Mund aufgethan," schloß er seine Definition des Schreibens, von seiner eigenen Weisheit höchlichst entzückt.

Aber die Mutter des Antinous von Circeo war noch nicht überzeugt.

„Schreiben die Heiligen auch?"

„Wer kann das wissen!"

Entrüstet über die Zumutung seiner Ehegattin, noch mehr wissen zu sollen, begann der biedere Don seine Tagesarbeit: am Strand in der Sonne zu liegen. Mit der wiederholten Versicherung, daß er sie gewiß behexen werde, und einem letzten mißtrauischen Blick nach ihrem Gast hinüber begab sich Frau Cajeta zu den lukullischen Fischbehältern, um dort wiederum eine der großen Thaten ihres häuslichen Lebens zu vollbringen und ihre tägliche Wäsche zu halten: irgend

einen Lappen zu waschen, dann und wann sogar ein Hemde.

Ahnungslos über die Befürchtungen, die er erregte, arbeitete der junge Gelehrte weiter. Er hatte im Laufe einer Woche, die poetische Tradition und den „kindlichen Glauben" des Volkes vollkommen ignorirend, die wichtigsten Entdeckungen gemacht. Bei normaler Gemütsverfassung hätte seine Brust stolze Siegesfreude schwellen, großartige antike Ruhe seine Seele füllen müssen. Schon jetzt durfte er seinen archäologischen Feldzug gegen Circe wie einen mathematischen Lehrsatz behandeln und unter seine Beweisführung die bedeutungsvollen Chiffern setzen: q. e. d. (quod erat demonstrandum), was zu beweisen war.

Die neuen an Ort und Stelle gewonnenen Argumente, die ihn zu solcher Sicherheit berechtigten, waren folgende:

Das Vorgebirge konnte zu Homers Zeiten und selbst schon viel früher keine Insel mehr gewesen sein, obgleich es jetzt noch als solche erscheint (vom Meere aus in einiger Entfernung vom Ufer gesehen, wo dann das flache sumpfige Land nicht sichtbar ist).

Homers Beschreibung stimmt, wenn auch im allgemeinen, so doch in vielen Einzelheiten nicht mit den Eigentümlichkeiten dieses Felsens überein. Zum Bei-

spiel kommt das berühmte Kraut Moly, das Hermes dem Odysseus als Mittel gegen den Zaubertrank der Circe giebt und das von Autoritäten als Helleborus niger erkannt worden, gar nicht auf dem Circekap vor!

Man sieht ein, er durfte jubeln: q. e. d.! q. e. d.!

Wenn Fritz durch seine scharfsinnigen Zusammenstellungen sich nicht in dem Maße befriedigt und beglückt fühlte, wie es bei der hohen Wichtigkeit der Sache hätte der Fall sein müssen, so trug daran ohne Zweifel der eine Umstand Schuld, daß sich in seinen Aufzeichnungen über das Vorgebirge noch eine Lücke befand: jene griechische Inschrift an dem Altar in der Grotte der Maja. Trotzdem er fast täglich den Gipfel erklomm, grade dort die bedeutendsten Entdeckungen machte, die tiefsinnigsten Betrachtungen anstellte und sich oft der Höhle so nahe befand, daß er Majas geisterhaften Gesang vernahm, war er noch immer nicht „dazu gekommen", den Stein jener gründlichen Besichtigung zu unterwerfen, deren derselbe jedenfalls bedurfte. Das quälte ihn. Denn wer konnte wissen, welche Lücke in der Wissenschaft, also in dem Fortschritt, in dem Glück des Menschengeschlechts überhaupt durch die Entzifferung der rätselhaften Worte ausgefüllt werden würde.

Noch eine andere Angelegenheit beunruhigte den guten Menschen.

Er hatte, wie er sich vorgenommen, sowohl mit dem Ehepaar Garzoli als auch mit seinem Genossen — nicht seinem Freunde, denn sein Freund hätte mehr als sein Bruder sein müssen — ernsthaft gesprochen, ernsthaft und nutzlos. Wilibald hatte ihn schroff zurückgewiesen: er bedürfe keines Mentors, und die Eltern des Verliebten hatten ihn gar nicht verstanden. Dabei schien ihm der Zustand der gesamten Einwohnerschaft Paolos — der seine selbstverständlich ausgenommen — täglich bedenklicher zu werden.

Weder der Poet noch der Antinous waren tags über in Paolo zu sehen; aber der Dichter dichtete nicht und der Fischer fischte nicht. Was nun vollends Don und Donna Garzoli anbetraf, so wollte es Fritz scheinen, daß es ihnen erging wie den Vögeln unter dem Himmel und den Lilien auf dem Felde: sie säten nicht, sie ernteten nicht, und siehe der Herr ernährte sie doch. Die Nahrung aber bestand in Wilibalds Goldstücken, bei deren bis dahin nie gesehenem Glanz diesen alten Kindern der Natur eine neue Sonne aufging, ihre eigentliche Lebenssonne. Dabei gaben sie für die Befriedigung des erstaunlichen Durstes ihrer fremdländischen Gäste — niemals seit den

Zeiten Hermanns des Cheruskers ward auf den weltgeschichtlich unlöschbaren deutschen Durst ein solcher Haß geworfen — keinesfalls gaben sie dafür in San Felice anderes als Kupfer aus, und selbst dieses durchaus nicht ergebungsvoll, sondern mit stillem und lautem Murren gegen den Himmel; warum auch ließ dieser nicht für seine frommen Circesen statt Wassers Wein aus dem Felsen fließen?! Zum Glück für das Heil ihrer unsterblichen Seelen gab das Meer seine Fische, die Wildnis ihre Früchte umsonst und so gut wie mühelos her; sonst wären aus diesen christlichen Eheleuten, die jedem schlechten Barfüßermönch die schmierige Hand küßten, in diesen ereignisvollen Tagen noch ein paar Gottesleugner geworden.

Wo aber trieben sich Wilibald und Camillo den lieben langen Tag umher? Am Morgen ging der Deutsche fort, den Felspfad hinauf, der zum Gipfel führte — es war ringsum so ziemlich der einzige Weg und Steg, — und fünf Minuten später kletterte denselben Pfad Camillo empor. In der gleichen Reihenfolge kehrten sie am Abend wieder zurück. Machte der Sohn Cajetas etwa auch Lokalstudien?

Dabei waren die beiden durchaus keine Freunde geworden, ganz im Gegenteil, Camillos schwarze Augen hörten gar nicht auf zu funkeln und Blitze zu schie-

ßen, so daß der Gelehrte über eine solche Verschwendung von geistiger Leuchtkraft in dumpfes Staunen geriet. Übrigens kehrte der Poet jeden Abend erschöpfter heim. Er citirte selbst Homer nicht mehr und bekam es fertig, weder über den Rosengarten Lukulls, noch über das „erhabene Schauspiel des Sonnenunterganges an dieser elysäischen Küste" in Ekstase zu geraten, und als die beiden jetzt sehr wortkargen Gefährten eines Abends wieder einmal auf Circe zu sprechen kamen, ein Name, der mit dem Interdikt belegt zu sein schien, hörte der Archäologe seinen Widersacher murmeln:

„Sie war auch nur ein Weib!"

Wenn im Munde eines Dichters ein derartiger Ausspruch wie zorniger Groll, wie erhabene Ironie klang, so muß man wissen, daß Wilibald gewohnt war, zu kommen, zu sehen, zu siegen. Daher kam es denn, daß es lauter „Göttinnen" waren, die für ihn schwärmten, die er besang. Wie vielen hatte er das Herz gebrochen — brechen müssen. Es war seine Bestimmung gewesen. Er hatte die himmlischen Wesen so schön mit blassen Blumen verglichen und besaß davon schon einen ganzen verwelkten Kranz. Was war dagegen eine Lorbeerkrone?! Wenn er sein natürliches Recht, Herzen zu brechen, nicht in weitester

Ausdehnung gebrauchte, wie einer seiner lyrischen Genossen in Apoll, der, eine hagere Schillergestalt und unfreiwillige Parodie des Dichters, sich für die Bilder aller der Semelen, denen er als Gott erschien, ein eigenes dickleibiges Photographienalbum hielt, so konnte doch auch er furchtbar werden. Besonders war dies der Fall, wenn er in seinen Liedern auf sein verfehltes Lieben und dito Leben zu sprechen kam — und wann sprach er nicht davon? (Warum beides verfehlt, vermögen bei solchen Gelegenheiten weder die Dichter noch die Götter zu sagen.) Nun aber war das Unglaubliche, das Unbegreifliche, das Unerhörte geschehen: er liebte, er verzehrte sich in Liebe, er starb vor Liebe langsam, qualvoll dahin und — er ward nicht wieder geliebt. Ergo: die Göttin war ein Weib.

Trotzdem und dennoch lag er ganz in magischen Banden. Ihr erster Anblick hatte sein Schicksal entschieden. (Wie viele „Schicksale" wohl solch ein Lyriker hat?!) Ihre Grotte wurde ihm zum Saal der Seligen und zur Halle der Verdammten zugleich; ihr wilder Hain zum Zaubergarten; Quelle, Blumen, Ziegen zu beseelten, menschlich fühlenden Geschöpfen; Qual und Wonne, Verzweiflung und Entzücken ihr Blick. Ihre Thränen hätten ihn vergiftet, ihre Küsse

ihn einfach von Sinnen gebracht. In jeder Falte ihres Gewandes kicherte ein kleiner Liebesgott. Trotzdem und dennoch war sie nur — ein Weib.

Man denke auch: seine wallenden Locken, seine in allen Graden jeder Art von Ekstase aufleuchtenden Blicke, seine erstickten Seufzer, die Blässe seiner Wangen, die Glut seiner Rede, der ganze zu der Tragödie einer Dichterliebe notwendige scenische Apparat machte auf die schöne Ziegenhirtin und Weberin von San Felice nicht den mindesten Eindruck.

Er stutzte, wurde betroffen, wurde nachdenklich.

Hatten die blondhaarigen Männer Germaniens nicht notorisch „Glück“ bei den braunen Frauen des Südens? Hatten die Söhne und Töchter beider Nationen nicht so zu sagen die moralische Verpflichtung, sich einander magnetisch anzuziehen? Wo war der deutsche Künstler oder Dichter, der nur einen Fuß über die Alpen gesetzt und dem nicht umgehend, sobald die Region der ewig blühenden Rosen und ewig trauernden Cypressen (die gewöhnlich von den Rosen symbolisch durchrankt werden) begonnen, unter Gesang und Lautenspiel eine liebeglühende Donna ans Herz gesunken wäre? Wir fragen: Wo ist wohl eine solche Ausnahme von der Regel zu finden? und müssen antworten: In Paolo am Circekap. Was ums Himmels

willen ward aus den alten heiligen Traditionen, wenn es dem Dichter der Ideale so erging, und das noch dazu an diesem homerischen Felsengestade, wo die Wellen des Tyrrhenischen Meeres noch immer von dem göttlichen Dulder rauschen, der hier mit Circe das schön bereitete Lager bestiegen und zwar, trotz seiner ihm angetrauten Penelope, mit vollkommen „unsträflicher“ Seele. Was vor allem sollte aus seinem Gedicht werden, wenn der Held von der Heldin nicht geliebt wurde? War er nicht der neue Odysseus, war sie nicht die neue Circe?! Man konnte doch unmöglich von ihm verlangen, daß er sich selbst als vergeblich schmachtenden Seladon, als lächerliche Figur besang; oder ihm zumuten, daß er die Sachlage so poetisch verklären und von ihren glühenden Küssen, ihrem erstickten Liebesjubel, ihrem göttlichen Leib stammeln solle?! wo er doch nicht ihre Fingerspitze berührte.

Mit einem Wort: unser Freund war übel daran. Er selbst gab der Sache nach Gebühr einen höheren Namen, der ungefähr wie „absolute Verzweiflung“ klang.

Trotzdem und dennoch lebte er ein „wunderlich wundersam“ Dasein. Sie „duldete“ seine Nähe, ließ sich von ihm „huldigen“, gestattete ihm „treue Ritter=

dienste". Er durfte ihr die Seide auf das Weberschifflein wickeln und ihr das Salz nachtragen, wenn sie den Ziegen Leckerbissen austeilte; er durfte Kräuter für ihre Käse und Blumen für ihr Madonnenbild pflücken. Er durfte ferner ihrem Gesange lauschen und dem „Strählen" ihres Haares zuschauen. Wollte sie ihn besonders quälen, so legte sie ihren Sonntagsstaat an: die rote Cintura und die spitzenbesetzte Manticella. Also geschmückt trat sie aus der Dämmerung ihrer Felsenwohnung in den Glanz des Tages, schritt zum Wasserbecken, an dessen Rand sie sich niedersetzte, sich herabbeugte und vor diesem Spiegel ihren Korallenschmuck anlegte. Dann wandelte sie, ihre Ziegen lockend, unter den Palmen, Cypressen und Blumen umher, und das alles, jeder Tradition und moralischen Verpflichtung zum Hohn, ohne für ihren blonden Anbeter in Liebe zu erglühen.

Wenn sie in solchen Stunden kein Wort, keinen Blick für ihn hatte, konnte der arme Poet „wild" davonstürzen. Aber am nächsten Morgen war er wieder da, trug auch wieder den Salzsack.

Übrigens gab sie ihm zu essen, so daß er wenigstens nur vor Liebe, nicht auch aus Hunger halb umkam. War sie in besonders guter Laune, so buk sie ihm sogar einen Kuchen, den sie aus Mehl, Milch und

Honig knetete und der dann Ursache ward, daß er sich vollends homerisch vorkam, in der That ganz als göttlicher — Dulder.

Ihm die größte Qual und ihr die größte Lust aber war die stumme, finstere, jeden ihrer Blicke bewachende Gegenwart Camillos, der regelmäßig fünf Minuten vor Wilibald Majas Zauberreich betrat und fünf Minuten nach ihm es wieder verließ. Zuerst hatte der Poet „in stillem Gemüt" gehofft, daß die Nähe „dieses unausstehlichen Burschen" ihr ebenso widerwärtig sein würde als ihm und daß sie sehnsuchtsvoll einzig dessen Entfernung abwartete, um sich ihm ohne weiteres als Göttin zu erkennen zu geben. Diese schöne Täuschung — der Archäolog würde über poetische Illusion docirt haben — ging indessen nur zu bald verloren.

Wie gesagt, es war nicht zu begreifen.

Gar zu gern hätte Maja auch noch einen dritten Sklaven um sich gehabt: den häßlichen Grauen. Warum kam er nicht?

Aber den Salzsack hätte er ihr nicht nachtragen dürfen. —

— — — — — — — — — — — — — —

Eines Abends spielte sich nach Wilibalds Entfernung wieder einmal zwischen Maja und Camillo eine

überaus leidenschaftliche Scene ab. Der Bursche schrie und tobte, drohte mit Gift und Dolch; das Mädchen sang und lachte und verschwor sich, den alten buckeligen Apotheker in San Felice zu heiraten.

„Der Blonde ist verliebt in dich!“

„Was geht's mich an!“

„Ich leid's nicht!“

„Das ist mir gleich!“

„Ich bring ihn um, ihn und dich!“

„Meinetwegen!“

Maja riß einen blühenden Granatzweig ab, warf ihn dem Burschen ins Gesicht, lief fort und sang:

Blühender Granatenzweig,
Wen nehm ich wohl von meiner Freier Schwarm?
Der junge Gino, der ist bettelarm,
Jedoch der alte Cecco, der ist reich.

Camillo blieb ihr die Antwort nicht schuldig. Er riß eine Distel ab, lief ihr nach, warf ihr die stachlichte Blüte vor die Füße und sang mit halb erstickter Stimme:

Seht mir die Dirne an und wie sie thut,
Für die sind Dornen nur und Disteln gut,
Um daraus ihren Hochzeitskranz zu winden.

Maja suchte unter den Büschen, bis sie eine große, goldig leuchtende Blüte und eine Rose fand. Zuerst nahm sie die gelbe Blume:

O schöne Blume, komm, wir wollen kosen.
Ei, wie du prunkst! Jedoch was hilft es dir?
Wir Mädchen schmücken uns allein mit Rosen;
Dich aber pflücken und — zerpflücken wir.

Sie zerriß die Blume und warf sie hin.

Camillo hielt den Atem an. Was würde sie bei der Rose sagen, was mit der Rose thun?

Maja sah seine Erwartung und seine Angst, hielt sich die Rose vor die Lippen — nicht an die Lippen — und schwieg.

„Rede doch!“ flehte der Gequälte.

Sie blieb stumm, aber sie steckte sich die Rose an die Brust.

„Maja!“ rief der Glückliche jubelnd, stürzte auf sie zu, wollte sie an sich reißen; doch sie entschlüpfte ihm, sprang auf einen Felsen und begann die Tarantella zu tanzen. Während sie langsam und feierlich die ersten einleitenden Bewegungen und Stellungen ausführte, sang sie:

Marietta, Marietta, was ficht dich nur an?
Hast einen Schatz und nimmst einen Mann.
Das wird nun ein Leiden
Mit allen zwei beiden.

Luisina, Luisina, wo denkst du denn hin?
Das käme mir wahrlich nie in den Sinn.
Das wird nun ein Freun,
Ich und mein Schatz ganz allein.

Ihr Tanz wurde schneller, ihre Bewegungen ungestümer, ihre Gebärden leidenschaftlicher. Zuletzt raste sie förmlich.

Camillo sah ihr zu und hätte auf der Stelle einen Mord begangen, wäre ihm als Preis dafür die schöne, wilde Gestalt in die Arme gesunken.

Trotzdem ließ er sich am nächsten Tage in der Höhle nicht sehen; denn auf den schönen Blonden war er nun nicht mehr eifersüchtig: der würde zertreten werden.

— — — — — — — — — — — — — —

Ahnungslos über das Los, zu dem er bestimmt war, sah Wilibald, als er den Verhaßten nicht mehr bei der Geliebten erblickte und Maja ihn mit versteckter Bosheit anlächelte, sogleich „den Himmel offen“. Er blieb bis nach Sonnenuntergang und wurde auch dann noch nicht fortgeschickt.

Sie saßen vor der Grotte unter dem Myrtenbaum. Durch das Felsenthor leuchtete in Sonnenuntergangsgluten die Küste zu dem einsamen jungen Menschenpaar empor. In schwärzlichem Purpur, unendlich weit und groß, ruhte das Meer. Ein tiefblauer wolkenloser, wahrhaft erhabener Äther erglänzte über dieser feierlichen Welt. Dann ward es Nacht. Fast plötzlich kam die Dunkelheit, sich mit ungeheuren düsteren

Fittichen über Land und Ocean legend, jede Farbe auslöschend.

Nur der Himmel erglänzte in einer göttlichen Klarheit. Die ersten Sterne funkelten.

Nachtfalter begannen zu schwärmen, Fledermäuse strichen lautlos dahin und eine große graue Eule schwebte schwerfällig über den Wipfeln. Diese standen in feierlichem Schweigen, als belauschten sie die heiligen Atemzüge der schlafenden Mutter Erde.

Wie schwarze Grabpyramiden stiegen die Cypressen auf.

Die Luft war heiß, von schwülen Wohlgerüchen durchströmt.

Plötzlich funkelten am Himmel alle Sterne auf, und fast ebenso plötzlich erfüllte ein Gewimmel winziger, grünlicher Lichter das Thal, durchrieselte ein märchenhafter feuriger Regen die Luft. Die Wände schienen Funken zu sprühen, aus der Erde gespensterhafte Flämmchen zu steigen. Bald wie erlöschend, bald wie wieder aufglimmend, zitterten sie dicht über dem Boden hin. Sie huschten durch die Gebüsche, durchkrochen die Kräuter, hingen sich an die Blumen, an die Zweige, schwebten hinein in die Grotte, irrten um die düsteren Wände, klammerten sich an die

Stalaktiten, durchglühten den ganzen Raum mit Smaragdgefunkel!

Als da die braune Schöne zu singen begann, leise, wehmütig, sehnsuchtsvoll, da war es um den deutschen Jüngling geschehen, da gestand er ihr seine wilde, leidenschaftliche. unsinnige Liebe.

Maja ließ ihn wirre Worte stammeln, wandte sich von ihm ab und kicherte in sich hinein. Als er gar nicht aufhören wollte, den Tollen zu spielen, nahm sie ihre Schleiertücher ab und fing, ohne sich von der Stelle zu rühren, Glühwürmer ein, die sie sich ins Haar streute, bis es ihre Stirn wie eine Glorie umstrahlte.

Wilibald geriet bei diesem Anblick ganz außer sich. Er versprach, ihr „Diamanten in das nächtige Haar zu streuen.“

Maja horchte auf.

„Diamanten — was ist das?“

Der Poet erklärte es ihr.

„Aber sie kosten Geld?“

„Was thut das?!“

Sie wußte auch nicht, was das thun sollte, und lachte darüber. Dann schickte sie ihn nach Hause. Wie ein Trunkener stand er auf, taumelte er hinweg.

* * *

Selbst auch legte die Nymph ihr silber-
helles Gewand an,
Groß und fein und lieblich, und schlang
um die Hüfte den Gürtel,
Schön und strahlend von Gold, und schmückte
das Haupt mit dem Schleier.

Wilibald war von Terracina mit dem Vetturin nach Rom gefahren, um seinen Banquier aufzusuchen und einige Einkäufe zu machen. Camillo mußte auf elterlichen Befehl nach den Ponzainseln schiffen und mit den dortigen Korallenfischern wegen der nächsten Fahrt nach der afrikanischen Küste verhandeln. In Paolo befand sich nur der Gelehrte, denn das Ehepaar stattete seiner Pflegetochter einen Besuch ab.

Da Maja sich ihre besondere Zufriedenheit erworben, so hatten sie allerlei für sie eingepackt: einen Krug mit in Öl gelegtem Thunfisch, ein Säckchen Miesmuscheln, ein Paket Maccaroni und ein Stück purpurfarbenen Tuches zu einer neuen Cintura. Alle diese Schätze waren in ein mächtiges buntes Taschentuch eingebunden und wurden von dem würdigen Don geschleppt. Weil sie später von der Grotte aus nach San Felice hinabwollten, hatte Donna Cajeta sich geputzt und ihre sämtlichen Schleiertücher aufgeladen. Das war auch eine Last.

Oben angelangt, besichtigten sie zuerst die Ziegen, ließen sich dann den Käsevorrat weisen, tranken und speisten. Erst nach schweigend eingenommenem Mahl wurde von Frau Cajeta die Einleitung zu einer gemeinsamen Unterhaltung gemacht.

„Heilige Bibiana! Das wird ein böses Jahr! Die Oliven haben nichts angesetzt und der Mais hat taube Kolben. Wovon sollen wir leben?“

„Das ist wahr!“ bekräftigte der gut geschulte Gatte; „man fängt gar keine Fische mehr. Ist das eine Zeit!“

Aber Maja zeigte sich bei so vielen schrecklichen Aussichten völlig ungerührt; sogar daß das Meer keine Fische mehr hergab, machte keinen Eindruck auf sie. Während ihre Pflegeeltern in verteilten Rollen, teils recitirend, teils improvisirend, ihre Lamentationen fortsetzten, probirte sie den geschenkten Stoff an. Endlich wurde sie der langatmigen Elegien Donna Garzolis überdrüssig; sie sagte:

„Ihr habt ja die Fremden.“

Aber nun begann Frau Cajeta:

„Gebenedeite Muttergottes, die essen so viel und zahlen so wenig! Keinen Quattrino haben wir von dem einen zu sehen bekommen —“

Doch da fuhr Maja auf:

„Das sollt ihr auch nicht! Wollt ihr den auch bestehlen? Untersteht euch! Was seid ihr für Lügner! O, ich kenne euch!“

Die Alten erschraken, wurden kleinlaut, schüttelten wehmütig die Häupter, seufzten, murmelten einmal über das andere: „Mein Gott!“ und „Heilige Maria!“ Nach einer Weile begann Frau Cajeta von neuem überaus schlau zu sein:

„Da war doch letzthin der Gianbattist aus Anacapri in Paolo. Was der uns erzählte! Da ist auf Capri ein Mädchen — Angiolina heißt sie — und denke dir, die soll einen Inglese heiraten und eine Signora werden. Ist's ein Marchese oder ein Principe? Ein Haus läßt er ihr auf Capri bauen, größer als der Sankt Peter in Rom. Denn er ist reicher als der König von Spanien. Und was für Kleider sie bekommt, Jesus Maria! Aus Seide und Sammet, die läßt sie dann alle lang hängen. Und Goldschmuck, so viel sie nur tragen kann, und einen ganzen Sack Perlen. Es ist nicht zu glauben.“

Sie erwartete von ihrem erstaunlichen Bericht eine große Wirkung auf Maja. Diese war auch wirklich nachdenklich geworden.

„Ob die Angiolina wohl einen Liebsten hat?“

„Warum sollte sie wohl keinen Liebsten haben?“

„Und dann will sie den Inglese doch nehmen?“

„Warum sollte sie den Inglese wohl nicht nehmen?“

„Ja, warum sollte sie ihn wohl nicht nehmen.“

„Freilich.“

Jetzt hatte sie das neue Kleidungsstück genug anprobirt, faltete es sorgfältig zusammen, that es in die Truhe. Don Garzoli glaubte, auch das Seine thun zu müssen:

„Einen Inglese zum Mann zu bekommen, solch Gnadengeschenk! Und die armen Eltern —“

„Wo ist Camillo?“ unterbrach ihn seine schöne Pflegetochter unwillig.

„Ach der! Nach den Inseln hinüber. Er will mit den Leste von Palmarola nach Afrika — Sagtest du etwas?“

„Was sollt ich gesagt haben?“

Sie saß auf ihrem Platz vor dem Webstuhl und sah finster vor sich hin. Das Ehepaar, das auf einmal sehr munter geworden, schwatzte noch viel von dem Glück der Angiolina von Capri. Maja sprach kein Wort mehr.

Auf ihrem Weg nach San Felice hinab bauten die würdigen Eltern glänzende Luftschlösser, in denen an jedem Tag, den der Himmel werden ließ, zur Colazione und zum Pranzo Maccaroni (alla Napo-

letana) verzehrt wurden, und dazu gab's süßen Wein.

Unterdessen dachte Maja darüber nach, ob sie an Stelle der Angiolina den Inglesen wohl zum Manne nehmen würde.

Wer mochte es wissen?

— — — — — — — — — — — — — —

Wilibald war aus Rom zurückgekommen, ganz aufgelöst von Sonnenglut, Angst vor Banditen und „Sehnsucht nach der Geliebten". Eine Nachtfahrt durch die Pontinischen Sümpfe schilderte er in Tizianschen Farben und im Stil der hohen Tragödie. Bei Tagesgrauen war er dann auf das furchtbarste enttäuscht gewesen: er fuhr nicht nur durch sorgsam angebaute, fruchtbare Landstrecken, sondern sogar durch lange Alleen von Maulbeerbäumen und Pappeln — ganz wie im Oderbruch. Um ein weniges stieg die berühmt-furchtbare Gegend wieder in seiner Achtung beim Anblick ihrer fieberkranken, wie „Schatten" dahinschleichenden Bewohnerschaft, sowie durch den Umstand, daß man bei Cisterna einen Teil des Waldes von Ninfa, früher ein wegen der Überfälle der Post berüchtigter Ort, abgeholzt hatte, um die Reisenden vor einem Hinterhalt zu schützen. Das war Romantik.

Auch gedichtet hatte er unterwegs. Und die

glühende Sonne, die, auf ihn herabbrennend, seinen ganzen Menschen durchloderte, erfüllte auch seine Lyrik mit Flammen. So waren denn seine italienischen Lieder in Wahrheit Klänge des Südens, von einer Lokalstimmung, einem Kolorit, einer Anschaulichkeit, daß die zukünftigen begeisterten Leser vermeinen würden, über sich den ewig blauen Himmel strahlen zu sehen, den Duft der Orangen zu atmen, die Wipfel des Lorbeerhains, die Wellen des Meeres rauschen zu hören, zu hören den Gesang, das Lachen, das Liebesflüstern eines circeischen „wildschönen Weibes", das Schluchzen der Nachtigallen, das Rasseln des Tamburins, den Sterbeschrei des gemordeten Geliebten.

Da es bekanntlich einer Frau leichter fällt, ein Geheimnis vor ihrem Mann zu bewahren, als einem Dichter, seine Gedichte nicht vorzulesen — eine poetische Schwäche dieser großen Geister, von der sogar Friedrich Schiller nicht frei gewesen sein soll —, so würde man demnach Wilibald einen Frevel an seiner innersten Natur zugemutet haben, hätte man von ihm eine Ausnahme von der Regel verlangt. War es doch schon genug des Jammers, die „Gesänge an die Geliebte" nicht der Geliebten vorlesen zu können. Es war freilich schön, zu denken, wie er unter Rosen und Myrten zu ihren Füßen sitzen und sie den Ruhm ihrer

Schönheit buchstabiren lehren würde; wie entzückend unbeholfen ihr nur an Melodien gewöhnter Mund die rauhe Sprache des Nordens — die seine Poesie freilich in erhabenen Wohllaut gewandelt — nachstammeln, wie er ihr des Metrums schwere Wissenschaft nach erotischer Methode beibringen und ihr die Versfüße auf die Lippen zählen würde: kurz, lang, lang, lang — auch den bedenklichsten Versbau, selbst gräflich Platensche Gaselen, getraute er sich ihr auf diese Weise zum mindesten fühlbar zu machen.

Oder noch besser, er verfuhr nach jenem olympischen Princip, das der Jupiter von Weimar in den römischen Elegien seinen Jüngern empfiehlt.

Doch dieses ganze elysäische Glück gehörte der Zukunft an, und er bedurfte sogleich eines Menschen, der seinen Poesien lauschte. Bevor ihn also seine Sehnsucht nach der Geliebten den Felsen hinauftrieb, las er seine Gesänge an die Geliebte „dem Freunde" vor und zwar, da das Meer voraussichtlich nicht aufhören würde zu rauschen, in der stillen Kammer.

Entsetzt floh Donna Cajeta vor dem Donner seines Pathos von ihrem Herdfeuer zu ihrem ewig Siesten haltenden Gemahl ans Ufer hinab.

„Heilige Gottesmutter, jetzt beschwört er Geister!" Furchtsam lauschten beide.

„Wenn's nur Goldgeister sind," meinte besorgt der praktische Don.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wilibald hatte die letzte Nummer seines Cyklus der Maja-Gesänge zu Ende gelesen. Er war tief ergriffen. Die Empfindung, daß auch er von Gottes Gnaden sei, erfüllte ihn wieder einmal mit zermalmender Macht. Er kam sich selbst in seiner Schöpfungskraft ganz unheimlich vor, wurde vor sich selbst von frommen Schauern erfaßt. Zugleich fühlte er in tiefer Zerknirschung, daß er der Himmelsgabe nicht würdig, daß auch er nur ein Mensch sei. Wilibald war in diesem stolzen Augenblick sehr demütig.

Er trocknete sich den Schweiß des Dichters von der Stirn und schwieg in hoher Erwartung.

Der Freund schien erschüttert zu sein. Nachdem er sich gesammelt, würde er aufspringen, sich an seine Brust werfen und stammeln: „Das war schön, groß, göttlich! Mensch, Freund, Bruder — du bist der Poet der Poeten!"

In dieser Gewißheit bereitete er sich innerlich vor, den Bewegten zu beruhigen, den Kleineren nicht empfinden zu lassen, daß er der Freund eines Auserwählten sei — ein seiner nicht ganz würdiger Freund. Bei solcher Größe so viel Zartgefühl!

Da räusperte sich Fritz. Welch ein Mißton!

Aber er schwieg immer noch.

Wilibald hielt diese beklommene Stille nicht länger aus. So sagte er denn:

„Nun?"

„Nun, die Gedichte sind ganz hübsch."

Der Dichter fühlte, wie ein eisiger Strom zu seinem Herzen drang, ein heftiger Druck sich auf seine Brust legte. Er fühlte, wie etwas in ihm erstarrte: sein Glaube an diesen Freund, sein Glaube an die Menschheit.

Der Unglückselige! dachte er verstört. Er erkennt mich nicht.

Er mußte sich abwenden.

Auch Fritz empfand das Drückende und Peinvolle der Situation, griff auch sofort energisch zu dem bewährten Beruhigungsmittel und begann seine Brillengläser zu putzen, langsam, sorfältig, feierlich. Das vollbracht, entschloß er sich zu reden:

„Deine Gedichte sind, wie gesagt, ganz hübsch."

Wilibald, der zuerst aufgehorcht hatte, nahm sich vor, „ruhig" zu sein.

„Wirklich ganz hübsch. — Du liebst also dieses Mädchen?"

Wilibald war zu empört, um auf diese Frage eine

Antwort zu geben. Er hatte seine Liebe in einem ganzen Cyklus besungen und wurde nun auf so banale Weise befragt, ob er liebe? Es hätte die klassische Ruhe eines antiken Dichters vernichten müssen, doch blieb er ruhig.

„Ich nehme dein Schweigen für eine Bejahung: du liebst also dieses Mädchen. Was soll daraus werden?"

Auch auf diese Frage schwieg Wilibald mit stolzer Ruhe. Fritz fuhr fort:

„Ich nehme an, daß du darüber selbst noch nicht im reinen bist. Da du mich jedoch durch die Mitteilung deiner Gedichte gewissermaßen zu deinem Vertrauten gemacht hast, so möchte ich von dem Recht eines solchen Gebrauch machen. Höre mich also an. Selbstverständlich, wenn du willst."

Wilibald warf sich aufs Bett

„Rede nur." Und Wilibald drehte sich eine Cigarette.

„Du liebst dieses Mädchen. Es ist ein schönes, aber halb wildes Geschöpf. Trotzdem wäre es nicht das erste Mal, daß ein deutscher Künstler — und Künstler in ihrer Art sind ja wohl auch die Dichter — den Wahnsinn beginge ein solches Wesen zu heiraten. — Sagtest du etwas?"

Aber Wilibald hatte nichts gesagt, sondern nur gemurmelt: Philister!

„Oder willst du sie etwa zu deiner Geliebten machen?“

Wilibald schwieg beharrlich. Was hätte er solchem Pedanten auch erwidern sollen?

„Solltest du solches im Sinn haben — und aus deinen Gedichten sowie aus deinem Verstummen geht es beinah hervor — so muß ich dir folgendes sagen.“

Aber er sagte nichts, er atmete schwer.

Er ist wirklich ein Tropf, dachte Wilibald.

Dann jedoch sprach Fritz:

„Wie mir Camillo das Mädchen charakterisirte, könnte es dir in der That nicht unmöglich sein, es zu gewinnen, weniger deshalb, weil du ein schöner Mann, als weil du ein reicher Mann bist.“

Doch jetzt fuhr Wilibald auf:

„Was giebt dir das Recht, von diesem herrlichen Geschöpf so gemein zu denken?“

„Das thue ich gar nicht. Denn wie ich die Sache nach reiflicher Erwägung erkannte, liegt ein solcher spekulativer, um nicht zu sagen geldgieriger Zug — nimm als Beispiel unsere biederen Wirtsleute — tief im Wesen dieses Volkes, tiefer als in irgend einem anderen Kulturvolke. Es ist nichts falscher, als den

Italiener für kindlich zu halten, mit welchem liebenswürdigen Eigenschaftswort man bei ihm die schlechtesten Eigenschaften zu entschuldigen pflegt. Ein Kind weiß nichts von Geld — der Italiener denkt an nichts anderes. Der Italiener träumt davon, betrügt und mordet deswegen, verrät seinen Freund und Bruder, verkauft seinen Herrn und Heiland dafür."

„Realist!"

„In Italien ist Realismus besser am Platz als Idealismus. Auch wird dich eine möglichst reale Auffassung des italienischen Volkscharakters vor einer schweren Enttäuschung bewahren. In deinem besonderen Falle vor einer Enttäuschung der schmerzlichsten Art. Bedenke das."

„Du verkennst sie. Es ist ein himmlisches Wesen!"

„Liebt sie dich denn?"

Aus einem anderen Munde hätte das boshaft geklungen.

Wilibald fühlte, wie ihm bei diesem Mißtrauensvotum, diesem Zweifel an der Macht seiner Persönlichkeit das Blut ins Gesicht stieg. Gar zu gern hätte er sich auch jetzt in stolzes Schweigen gehüllt, gar zu gern auch dieses Mal, wie schon so oft, sich selbst belogen — als Lyriker hatte er ja dazu das unbestrittene Recht — dennoch mußte er gestehen:

„Ich weiß es nicht, aber — ich — ich glaube es.“

„Sei nur nicht abergläubisch.“

Wilibald wollte aufbrausen, bezwang sich indessen. Er war aufgesprungen und hatte die Cigarette fortgeworfen.

„Doch lassen wir das. Genug, du bist dem Mädchen in unredlicher Absicht genaht.“

„Fritz!“

„Kannst du es anders nennen?“

„Du beleidigst mich.“

„Ich gebe nur der Sache den richtigen Namen, wozu ich das volle Recht habe, was sogar meine Pflicht ist. Ich will dich warnen und dich von deiner Absicht zurückbringen.“

„Ich danke dir und — es ist gut. Du hast deine Pflicht erfüllt.“

Und er wollte die Kammer verlassen.

„Bleibe noch, denn ich muß noch weiter mit dir reden — über Camillo.“

„Das thatest du schon einmal, gleichfalls warnend. Ich fürchte den Dolch dieses Burschen nicht.“

„Nein, denn du bist nicht feige. Überdies ist die Sache romantisch Hast du dabei aber auch bedacht —“

„Zum Teufel, was? Du bist ein unerträglicher Pedant!“

„Hast du dabei aber auch bedacht, daß dieser leidenschaftliche Jüngling das Mädchen seit seinen Knabenjahren liebt, daß er unaufhörlich um sie wirbt, daß du das Leben dieses jungen guten Menschen zerstörst, wenn es dir wirklich gelingen sollte und —“

Er wurde blaß, stockte, verstummte.

„Welch idealistische Auffassung!“

Fritz hatte sich wieder gesammelt.

„Wie die Sachen demnach stehen, würdest du ein Unrecht, eine Unsittlichkeit begehen, wenn du dieses Verhältnis noch weiter verfolgtest.“

„Du sprichst in hohem Tone zu mir, wahrscheinlich im Tone der Sittlichkeit. Nimm dich in acht, daß ich dich darüber nicht zur Rede stelle.“

Fritz rief:

„Zur Rede stelle ich dich! — Was bezweckst du? Ist es müßiges Tändeln, das schließlich auch zum Verderben führt, oder willst du durch dein Gold das Mädchen, das bis jetzt rein und achtbar ist, gewinnen und dann mit der Beute ihrer Unschuld davongehen, ein gewissenloser, abscheulicher Verführer! Und warum sollte *sie* dich nicht lieben — denn an deine Liebe glaube ich nicht — und dann — dann wäre die That doppelt ehrlos und nichtswürdig. Ein einziger Blick,

ein einziger Händedruck, ein einziger Kuß wäre hier schon ein Verbrechen. Steh mir Rede!"

Fritz war aufgesprungen, hatte die Brille fortgeworfen und stand jetzt vor dem Erblaßten, die Stirn gerötet, mit flammenden Augen. Wilibald sah ihn an und hätte vor dem Blick, dem er begegnete, den seinen fast zu Boden geschlagen. Mit möglichster Gelassenheit erwiderte er:

„Über meine Sittlichkeit stehe ich niemandem Rede; wir aber sind von heut an geschiedene Leute."

Er schritt zur Thür, wandte sich aber noch einmal um:

„Höre auch du meinen Rat: Bevor du anderen Sittlichkeit predigst, sei deiner eigenen versichert. Bis jetzt ist sie wohl schwerlich jemals versucht worden. Erst bestehe die Versuchung, bevor du dich als Cato in deine Tugend hüllst."

Mit dieser schönen Phrase ging er.

Der Gelehrte starrte ihm nach. Dann suchte er seine Brille. Auf dem Bett lag ein Buch, das Wilibald aus Rom mitgebracht hatte. Es war aufgeschlagen. Fritz blickte hinein, sah Verse, von denen einige mit blauem Bleistift angestrichen waren. Besonders eine Stelle fiel ihm in die Augen; sie war dreifach bezeichnet. Mechanisch las er:

Laß dich, Geliebte, nicht reun, daß du mir so schnell dich ergeben:
Glaub es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
Und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffener Schärfe
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.
In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.

Unwillig klappte er das Buch zu, ärgerlich legte er es fort. Und es war doch ein Band Goethe!

— — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später befand sich Wilibald trotzig, liebeglühend und in Schweiß gebadet auf dem Berge. Maja nahm gerade in ihrem Zauberhain Feigen ab, die sie auf einen Felsen schüttete und dort von der Sonne dörren ließ. Als sie hinter sich Schritte hörte, glaubte sie, da der schöne Blonde in Rom war, es sei dessen Freund, der häßliche Graue. Als dann statt seiner der andere vor sie trat, fand er die Göttin in allerungnädigster Stimmung. Statt des erwarteten hochpoetischen Empfangs: zuerst sprachlos glücklichem Schreck, dann wild ausgelassenem Jubel, nickte sie ihm gelassen, gleichgültig zu, als sei er statt von Rom eben aus ihrer Grotte gekommen, und gab ihm sogleich den Korb voll Früchte zu halten, im stillen bedauernd,

von dem Baum nicht Steine pflücken zu können. Glücklicherweise fiel ihr sehr bald ein, daß er statt ihrer Feigen brechen könne. Sie legte sich also unter eine Pinie und sah zu, wie er sich beim Abnehmen der überreifen, saftigen Früchte ungeschickt anstellte. Darüber entschlief sie.

Sobald Wilibald seine schöne Tyrannin sanft und fest entschlummert sah, stellte er seine Beschäftigung, so hochpoetisch dieselbe im Grunde genommen auch war, ohne weiteres ein. Wieder war etwas in ihm erstarrt: statt selig an seine Brust zu fliegen, hatte sie den Wiederkehrenden zu häuslichen Geschäften verwendet. Das war eines Mannes, das war eines Dichters unwürdig — wenigstens auf die Länge der Zeit.

Und er hatte noch soeben einen Kampf um sie gekämpft, hatte für die Geliebte den Freund hingegeben. Da er noch in tiefster Seele erschüttert war, da er in ihrem Blick, ihrem Lächeln die ganze Welt wiederfinden wollte, Vergessenheit des Himmels und der Erde, ließ sie ihn — Feigen pflücken.

Aber die Scene mit Fritz hatte doch einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und wenn er darauf fortgestürzt und geradeswegs zu Maja geeilt war, so geschah dies mehr des Princips seiner freien Individu-

alität wegen — ein niederträchtiges Wort, das die Zunge stets stolpern macht — als aus mächtigem Drange der Sehnsucht.

Nun war er da, nun grollte er ihr, nun schlief sie Da lag sie unter der Pinie wie unter einem Baldachin, von Blumen umblüht, von Schmetterlingen umgaukelt, von Lacerten umfunkelt, ahnungslos von seiner Qual. — Wie schön sie war! Eine ihrer mächtigen Strähne hatte sich gelöst (das thut eine höfliche Flechte bei dergleichen Situationen stets) und sich wie eine schwarze Schlange (das einzige poetische Gleichnis, das es für eine gelöste Flechte giebt) unter den weißen Schleiertüchern hervor nach ihrer Brust geschlängelt. Wie sich bei ihren Atemzügen der junge Busen hob und senkte! (Eine Betrachtung, die sich in solchen Fällen kein Sterblicher, geschweige denn ein Dichter entgehen läßt.) Auch war selbstverständlich, daß ihr schönes Haupt auf ihrem Arm ruhte; und eigentlich hätte sie jetzt im Traum „Wilibald“ flüstern sollen. Ein leichter Wind bewegte die Wedel der Pinie, so daß es in den starren Zweigen feierlich zu säuseln und zu sausen begann und über Majas braunem Gesichtchen, lichten Faltern gleich, die Sonnenstrahlen hin- und herhuschten.

Der Himmel küßte dieses Antlitz.

Welche Reinheit in diesen Zügen, welche Unschuld, welche Kindlichkeit!

Und er —

Und du! Was hat dich hergeführt?
Wie innig fühl ich mich gerührt!
Was willst du hier? Was wird das Herz dir schwer?
Armseliger Faust! Ich kenne dich nicht mehr.

Ewige Allmacht — sogar den Schmuck trug er bei sich!

Kuppler, höllischer Kuppler! Faust und Mephisto in einer Person. Sollte er einst auch jenes grausige: Sie war die erste nicht! citiren müssen?!

Er wollte fort — fort mußte er.

Aber, wenn er sie nie wiedersah, konnte er doch den Schmuck für sie zurücklassen. Erschütternde Situation: der zärtlich Liebende schmückt sein schlummerndes Mädchen, nimmt ewigen Abschied und flieht.

Wenn sie dann erwachte, den Schmuck fand, den Geliebten suchte: nach ihm den Hain durchirrte, nach ihm die Blumen, die Vögel befragte — dann war er schon weit fort und würde nicht wiederkehren — niemals.

Sie schmückte sich mit seiner Gabe, und so —

königlich geschmückt — wartete sie auf ihn Tage — Wochen — Jahre —

Er beugte sich herab, legte das Geschmeide auf ihre Brust, hauchte einen Kuß auf ihre Stirn, nahm stummen, ewigen Abschied.

Wenn sie jetzt seinen Namen flüstern würde, wenn —

Dann müßte das Schicksal seinen Lauf nehmen, dann wäre sie und er verloren.

Eine Weile stand er noch, wartete er noch. Aber sie schwieg, erwachte auch nicht. Er warf einen letzten Blick auf sie, erstickte ein Aufschluchzen und stürzte davon.

Zu Hause wollte er sich dem Freunde an den Hals werfen: Du hast uns gerettet!

Es war eigentlich ein herzlich guter Mensch, dieser Dichter der „Ideale“.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Maja erwachte und die Augen aufschlug, glaubte sie noch zu träumen. Sie blickte in lauter Glorie und Glanz. Wie eine rote leuchtende Säule, die ein strahlendes Gezelt trug, stieg es über ihr auf. Durch das lichte Gewebe schimmerte ein goldiger Himmel herab. Auch auf ihrer Brust funkelte und

flimmerte es, als sei sie ganz mit Gold überschüttet. Sie blieb regungslos liegen und starrte mit weit offenen Augen in den glühenden Schein. So träumte sie weiter, daß sie die schöne Zauberin Circe wäre: sie trug ein goldenes Gewand und lag in ihrem goldenen Saal auf ihrem goldenen Bett. Aber ihr strahlender Palast war tief hinab in den Berg gesunken und sie mit ihrem Haar in den Fels eingewachsen, und ihr Liebster saß bei ihr und küßte sie. Sie machte eine Bewegung, so daß der Schmuck von ihrer Brust herabglitt und ins Gras hinabfiel, und schloß die Augen.

Da fühlte sie, wie ihr Geliebter sich über sie herabbeugte, wie er sie küßte.

Sie küßte ihn wieder: lang und heiß — ganz unersättlich. Endlich öffnete sie mit einem tiefen, seligen Seufzer die Augen, stieß einen Schrei aus, sprang auf.

Es war dunkel geworden, aber sie erkannte ihn gleich.

Hätte sie einen Dolch bei sich gehabt, sie würde sich sicher auf ihn gestürzt haben.

Eine Weile standen sie sich stumm gegenüber. Da sah er es im Grase funkeln, er bückte sich, hob den Schmuck auf. Er begriff. Ihr den Schmuck ins Gesicht werfend, schrie er:

„Verfluchte!“

Sie erhob ihre geballte Faust, um ihn ins Gesicht zu schlagen — ließ sie wieder sinken, brach in gellendes Gelächter aus.

Die Sterne schienen, es war heller geworden. Während er sich wie ein Rasender gebärdete, stand sie ruhig da und legte sich den Schmuck an. Er wollte ihr das Gold abreißen, da schrie sie ihn an: „Räuber! Dieb!“ drehte ihm den Rücken und ging langsam, ohne sich umzuwenden, einigemal still stehend und Blumen pflückend, in die Grotte. Hier schüttete sie dieselben auf den Altar, zündete die dreiarmige Öllampe an und stellte sie auf den Altar; dann ging sie zu ihrer Truhe, holte das purpurfarbene Tuch, das sie von Donna Cajeta geschenkt erhalten, und kramte auch ein Stückchen Spiegelglas hervor. Nun begann sie, sich phantastisch anzukleiden und ihr bestes Schleiertuch anzuthun. Dann setzte sie sich und steckte sich Granatblüten ins Haar. Dabei sang sie:

Wer ist wohl die im Goldgeschmeid?
Ei, das ist eine Braut!
Aus lauterm Golde ist ihr Kleid,
Darin sie wird getraut
— Die schöne Angiolina.

Ein Grafe ist ihr Bräutigam,
Aus England kam er her.
Den nimmt sie nun zum Ehemann
Und singt und freut sich sehr
— Die schöne Angiolina.

Das giebt ein wunderhübsches Paar!
Sie ist ihm herzlich gut.
Ach Gott, die Blume in ihrem Haar
Ist grad so rot wie Blut.
— Ach, schöne Angiolina!

Nachtfalter umkreisten die Flammen und sanken mit verbrannten Flügeln auf den Altar. Leuchtkäfer flogen herein. Aber diese Nacht fing sich Maja keinen dieser zitternden Funken — diese Nacht ließ sie ihren Goldschmuck funkeln und flimmern.

Das that sie so lange, als sie Camillo von draußen hereinspähend wußte.

* * *

Also steuerte er fürder hinweg, schwermütigen Herzens,
Froh aus der Todesgefahr, doch beraubt des lieben Genossen.

Kaum hatte Wilibald Paolo den Rücken gewendet, um zu Maja hinaufzusteigen, als Fritz Don Garzoli

auszahlte: „gerade so viel, wie recht und billig war, keinen Pfennig mehr", unter den Lamentationen des biederen Ehepaares seinen Tornister packte, den stark verminderten Vorrat von Insektenpulver und die hoch angeschwollene Sammlung von Notizen sorgsam obenauf legte, darauf fortwanderte auf beschwerlichen Pfaden, um das ganze Kap herum, nach San Felice hinüber. In diesem Örtchen fand er bei dem würdigen Kanonikus Don Sebastiano Spagnuolo, der höchsten geistlichen und zugleich weltlichen Macht in San Felice, gegen ein Billiges Unterkunft: Wohnung und Kost, und begann umgehend früh am nächsten Morgen sich „nun endlich" an die Arbeit zu machen. Er sonderte und ordnete seine Aufzeichnungen und Anmerkungen, um sie darauf zu einem bedeutungsvollen Ganzen zu verbinden. Das sollte dann hinausgehen in die gesamte gelehrte und gebildete Welt und zeugen wider Circe, Sols prangende Tochter, die schön=gelockte, hehre, melodische Göttin. Er glaubte sicher, der Inschrift auf dem Altar der Majagrotte nicht mehr zu bedürfen.

Sein Werk erfüllte und beschäftigte ihn dermaßen, daß er einige Tage kaum aus seiner Kammer herauskam. Sie hatte einen herrlichen Blick auf das Meer, mußte jedoch der Hitze wegen von früh bis spät verdunkelt werden. Obgleich er seinen Ziegelboden mit

Fluten überschwemmte und sich in seiner Kleidung dem adamitischen Kostüm näherte, durfte er behaupten, daß er Circes Vernichtung in einer wahrhaft vulkanischen Atmosphäre schmiedete.

Das Pfarrhaus von San Felice war ein großes ödes Gebäude, außen und innen einer Ruine ähnlich. Es war niemals getüncht gewesen, überhaupt niemals fertig geworden. Fritz, dieser Sohn einer deutschen Mutter, vermochte sich nicht vorzustellen, daß das ehrwürdige geistliche Gebäude jemals eine „Reinmacherei" erfahren oder daß ein derartiges Ereignis darin jemals möglich sein könnte. Eine geputzte Fensterscheibe, eine schließende Thür, ein gescheuerter Fußboden, ein Tisch oder Stuhl, der nicht wackelte, eine Decke, die nicht voller Spinnweben hing — solche und ähnliche Dinge gehörten in diesem Hause entschieden zu den absoluten Unmöglichkeiten.

Das Haus lag in einer Straße, doch das war nur ein Höflichkeitsausdruck gegen die Behörde der guten Stadt. Im gewöhnlichen Geschäftsverkehr mußte von einem Hohlweg die Rede sein. Dieser befand sich zwischen schwärzlichen Mauern, in welchen hier und da eine zweifelhafte Thür und von Zeit zu Zeit andere unbestimmte Öffnungen eingesprengt waren. Vor letzteren wurde den Vorübergehenden Tag für Tag,

jahraus jahrein möglichst viel möglichst schmutziger Wäsche gezeigt, die jedoch als gewaschen gelten sollte, denn man hatte sie hier zum Trocknen aufgehängt. Um den Bewohnern gerecht zu werden, ist es nötig, zu bemerken, daß sie sich am liebsten dieser Wäsche gar nicht bedient hätten. Auch hatten alle diese glücklichen Naturkinder einen fanatischen Haß auf den Gegenstand geworfen, so man Kamm nennt. Unser Gelehrter erhielt reichliche Gelegenheit, zu „konstatiren", daß in San Felice streng nach dem Sprichwort gelebt wurde und daß jeder, den es juckte, sich auch kratzte.

Zum Pfarrhause gehörte ein kleiner finsterer, feuchter Hof. Hier war es fürchterlich! Zu der Symphonie des Schmutzes, die hier intonirt wurde, stimmte die Gasse nur die Introduktion an.

Aber über der einen Mauer leuchtete unter dem strahlenden Himmel die ganze Blütenherrlichkeit des Südens. Lange Gehänge blutroter Nelken und feuriger Kresse fielen an der Mauer herab, auf dem schwärzlichen Gestein erhob sich ein Wall von Geranium, Heliotrop und Hortensien. Pfefferbäume und Mimosenakazien ließen darüber ihr schleierartiges Laub erzittern, und mitten unter Blattwerk und Blüten stieg eine Palme auf.

Über diesen Garten hinweg sah Fritz von seiner

Kammer aus auf das Meer und nach Terracina hinüber.

Don Sebastiano Spagnuolo, der geistliche Regent von San Felice, war ein stattlicher, behäbiger Fünfziger, der dem Himmel in aller Gottesfurcht und Bequemlichkeit diente und im übrigen lebte und leben ließ. Unter dem ersteren verstand der würdige Herr, daß er jeden Tag genug Maccaroni und Wein auf dem Tische hatte, und zwar mußte der Wein vom besten sein, so im Lande getrunken ward. Dasselbe war bei den Fischen und den Früchten der Fall, die täglich auf der geistlichen Tafel erschienen.

Auch mußte einigemal des Jahres ein Huhn im Topfe kochen und auf dem Spieße bisweilen Wachteln, Schnepfen und der Rücken eines jungen, fetten Stachelschweines braten.

Zu Don Sebastiano Spagnuolos mit Behagen geführtem Leben gehörte ferner, daß seine liebe Gemeinde wöchentlich bei ihm beichten ging, ihn auch nach der Sonntagspredigt, in der er sich allerlei, das er gegen sie auf dem Herzen hatte, vom Herzen abwälzte, ehrfurchtsvoll grüßte, die Weiber ihm die Hand küßten — aber nur die jungen und hübschen — und daß man ihm andächtig zuhörte, wenn er auch wochentags auf den Staat schimpfte und den größten Teil

der Welt in Acht und Bann that. Desgleichen glaubte er sich zu dem Verlangen berechtigt, daß nicht zu selten eines seiner geliebten Beichtkinder starb — Hochzeiten und Taufen lohnten zu wenig. Ebenso bat er täglich Gott den Herrn, ihn von dem Übel zu erlösen, wenn auch fürs erste nur von seiner ältlichen Haushälterin, und diesen Kelch bald an ihm vorübergehen zu lassen. Das aber nicht der Sporteln wegen. Was das Lebenlassen anbetraf, so ließ Don Sebastiano Spagnuolo gern die ganze Welt in Freude und Frieden leben, soweit diese katholisch war und sich die Sünde, die sie reichlichst beging, von der Kirche vergeben ließ.

In seinen jungen Jahren hatte Don Sebastiano entschiedenes Talent zum Abbé gezeigt. Sein Ruf als priesterlicher Galantuomo ging sogar bis nach Terracina. Manche römische oder neapolitanische Signora, die Sommers in dieser Stadt die Meerbäder gebrauchte, wurde des stattlichen und frommen Mannes Klientin. Wie einst Collatia, Lukretias Vaterstadt, stolz auf den ewigen Ruhm der Keuschheit seiner Tochter war, so San Felice auf den Ruf der Tugend seines geistlichen Hirten.

Er war es gewesen, der sich damals gesträubt hatte, die kleine Maja zu taufen.

Um auch über die treue Hausgenossin des wür-

digen Herrn ein Wort zu sagen, so sei hiermit konstatirt, daß Donna Pia Maria Graziella Carminella Loquenzi in ihrer ersten Jugendblüte eine Schönheit gewesen, jedoch dem aufwachsenden Geschlechte in San Felice als eine fette, träge, ältliche Dame bekannt war, die für ihre umfangreiche Persönlichkeit mehr Eier zu Frittata und Pizzakuchen verbrauchte als die ganze Stadt zusammen genommen. Diese Eier wurden ihr von der Bürgerschaft in schöner Gemeinsamkeit geliefert; oft that dieselbe in weiser Vorsicht die Hennen hinzu, manchmal, wenn es not zu sein schien, sogar auch den Hahn. Donna Carminella hatte scharfe Augen, ein weites Herz, eine überaus bewegliche Zunge und einen alles verdauenden Magen. Ihr Stuhl war ihr lieb, ihr Bett aber noch lieber. Von Zeit zu Zeit neigte sie zu Krämpfen. Sie hatte einen ganzen Hofstaat von Nachbarinnen und Gevatterinnen, die für die wunderbaren Tugenden ihres alten gelbgefleckten Katers eine leidenschaftliche Bewunderung zur Schau trugen. In und außer dem Hause ward sie stets in einer blendend weißen Nachtjacke gesehen, die sie jedoch niemals selbst wusch. Jeden Sonnabend beichtete sie ihrem geistlichen Herrn, und jeden Sonntag kochte sie nur für sich selbst.

Gegen Fritz benahm sie sich ungemein huldreich.

Sein Wohn- und Kostgeld durfte er nur ihr entrichten. Dann und wann stellte sie sich für ihn an den Feuerherd, welchem Thun Don Sebastiano mit starrem Staunen zusah. Sie bezeigte eine leidenschaftliche Zuneigung für seine Kammer und eine hartnäckige Vorliebe für den einen seiner beiden Stühle, auf dem sie sich morgens, mittags und abends ansässig zu machen pflegte. Hatte sie ihre Hütten gebaut, so liebte sie es, ihrem jugendlichen Mieter mit mütterlicher Zärtlichkeit zuzuschauen und ab und zu die Madonna anzurufen. Fritz, nach verschiedenen heldenmütigen, aber vergeblichen Versuchen, sie zu vertreiben, ergab sich ihr auf Gnade und Ungnade, nur vor dem einen bangend: sie könne eines schönen Tages ihre Leidenschaft seinem Bett zuwenden Und sein Zimmer hatte keinen Riegel.

— — — — — — — — — — — — — —

Abends kurz vor Sonnenuntergang ging auch Fritz spazieren.

Der Spaziergang San Felices lag über dem Meere, gewissermaßen die Tribuna, von der aus man einem Schauspiel zusah, das hier Himmel und Erde den Göttern zu geben schienen. Doch für die Feliceſen war es nicht gedichtet. Ehrbar ergingen sich hier die Bewohner des „heilig-glücklichen“ Städtchens im Freien;

jedes der beiden Geschlechter für sich, Ältere und Jüngere, vielmehr Verheiratete und Unverheiratete, streng gesondert. Aber sehr bald erklang es ringsum von Guitarrenspiel und Gesang. Dann war es, als stünde der Fels noch immer unter der Herrschaft der hehren, melodischen Göttin.

Mit herzlicher Teilnahme ergötzte sich Fritz in den Abendstunden an dem sang- und klangvollen Treiben des „entarteten" Volkes. Gewöhnlich jedoch konnte er nicht der Gesellschaft seines geistlichen Wirtes entrinnen, die dann unausbleiblich diejenige sämtlicher Honoratioren des Städtchens zur Folge hatte: bestehend aus dem Apotheker und den Spitzen der Behörde, die zugleich Vignen- und Ölwaldbesitzer, Fischer und Seidenraupenzüchter waren. Don Sebastiano hatte sie sich alle unterworfen.

Beim behaglichen Auf- und Abschlendern wurde zum Spiel der Laute konversirt, disputirt, polemisirt — politisirt. Man besprach voll Einsicht und Weisheit die Hitze, den Fischfang, die Zeitung, die der Nachbar sich hielt; das großartige Projekt eines Café am Domplatz, das zu erwartende Wein-, Seiden-, Öl-, Korallen- und Thunfischjahr, die Steuern, die römische Regierung, die Antipapisten, Bismarck, die politische, sociale und geistliche Lage San Felices und des

übrigen Europas. Man beriet, verhandelte, beschloß; man wurde erregt, erhitzt, leidenschaftlich. Die Antipapisten schienen samt und sonders für die Erde und den Himmel verloren zu sein; um den Nachbar mit der neuen Zeitung und um das Gleichgewicht Europas stand es mehr als zweifelhaft; aber Don Sebastiano bestimmte unter allgemeinem Applaus die Antipapisten ins Fegefeuer, verurteilte den politischen Nachbar zu einer Kirchenbuße und stellte das Gleichgewicht Europas durch eine Handbewegung wieder her.

Fritz hörte schweigend zu und nahm in der Wissenschaft des Studiums eines Volkscharakters praktische Lektionen. Es war ein vollständiger Kursus.

Selbstverständlich ward er zum Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, anfänglich sogar allgemeinen Mißtrauens. Aber Don Sebastiano bewegte würdevoll seine Hand nach ihm hin, und damit war er San Felice vorgestellt, ward er von San Felice als Gast anerkannt. Als San Felice außerdem noch erfuhr, daß der Ankömmling unter besonderer Protektion von Donna Carminella stand — und San Felice erfuhr es sofort! — da wäre die Stadt bereit gewesen, dem Fremden das Bürgerrecht zu erteilen.

Dennoch setzten sich über ihn die verschiedensten Gerüchte in Umlauf, wurden mit Blitzesschnelle weiter

verbreitet und von San Felice geglaubt. Unter anderem sollte der Inglese ein geheimer Abgesandter Bismarcks an ihren Kanonikus sein, um mit diesem die römische Frage zu besprechen und beizulegen. Andere behaupteten, der Inglese sei ein amerikanischer Minister, der in San Felice die italienische Flotte studiren wolle. Aber die Schlauen, zu denen sämtliche Weiber, besonders die älteren, gehörten, hatten es längst heraus: der Inglese war ein Schatzgräber, von dem bettelarmen Kaiser der Franzosen nach San Felice geschickt, um daselbst die Schätze der Circe zu holen. Don Sebastianos Donna Carminella vertraute ihrem Hofstaat, daß sie von dem Fremden bereits versucht worden sei, ihm bei seinem Teufelswerk zu helfen: denn nur eine reine Jungfrau könne dabei bestehen. Sämtliche Nachbarinnen und Gevatterinnen begriffen nicht, weshalb sie nicht bestehen wolle.

Da sollten die Honoratioren aus Fritzens eigenem Mund erfahren, warum er sich auf ihrem Vorgebirge befinde.

Ganz erfüllt, ganz begeistert von seiner Arbeit, ließ er sich in einer schwachen Stunde bei Abendkühle, Meeresrauschen, Orangenblütenduft, Lautenspiel, Gesang von Liebesliedern und Aufgang des zunehmenden Mondes hinreißen, es Friedrich Schiller und Wilibald

Stein nachzuthun und den Bürgern von San Felice aus seinem großen Werk zu citiren. Die Wirkung war eine ungeahnte.

Selbst Don Sebastiano Spagnuolo schien überwältigt. Die anderen vermochten nur sich anzusehen, schweigend, ergriffen, düster.

Fritz empfand in seinem Leben zum erstenmal etwas von dem, was Wilibald so oft schon empfunden. Er dachte an Seine Excellenz den Unterrichtsminister, an den ehrwürdigen Rector Magnificus, an die große Alma Mater, an das kleine Auditorium, das ihm darin zu teil werden würde, und er war bewegt.

In der Reihe der glanzvollen Bilder, die in diesem Augenblick vor seinem inneren Auge vorüberzogen, war eines das hellste und strahlendste: ein feierliches Transparent mit zwei flammenden, zärtlich verschlungenen Buchstaben: F. M.

Fritz — Minchen.

Dem langen Schweigen der Honoratioren folgte ein dumpfes Murmeln.

„Was, unser Circekap wäre ein falscher Name, ein gelogener Name?“

„Ach, was! Es heißt seit dem Papst Nerone schon so.“

„Und soll so genannt bleiben!“

„Das soll's!“

„Und das mit unserer Circe wäre Unsinn?“

„Heilige Mutter Gottes!“

„Sie wäre gar nie dagewesen?“

„Wie heißt doch der Frate, der das alles aufgeschrieben hat?“

„Padre Omero.“

„Und der Inglese will es besser wissen?“

Und die öffentliche Meinung San Felices fuhr fort, sich in ähnlich kräftiger Weise über die sensationelle Forschung des Gelehrten zu äußern. Dieser traute seinen Ohren nicht.

Wäre er nicht Don Spagnuolos Gast gewesen, wer weiß, was Fürchterliches in dieser schönen Abendstunde bei Meeresrauschen, Mondesaufgang und Guitarrenbegleitung in San Felice geschehen wäre.

Der Kanonikus beschwichtigte den Aufruhr; aber Fritz mußte dem allgemeinen Unwillen weichen.

Darauf traten die Honoratioren zu feierlichem Staatsrat zusammen; nach leidenschaftlicher Debatte wurde beschlossen, die öffentliche Angelegenheit vorderhand noch nicht öffentlich zu behandeln und streng vor den Frauen geheim zu halten. Doch sollte alles für eine große Aktion vorbereitet werden.

— — — — — — — — — — — — — —

Im Pfarrhause stand Don Sebastiano Spagnuolo

zu sehr unter dem Einfluß Donna Carminellas, deren Handbewegung in diesen geweihten Räumen dieselbe Wirkung verursachte wie die ihres geistlichen Herrn auf dem Markt. Er durfte also nicht wagen, einen erklärten Günstling dieser Dame scheel anzusehen. Überdies kompromittirte er sich hier nicht mit dem gefährlichen Mann. So geschah es denn, daß Fritz sein Frühstück und sein Mittagessen nach wie vor in dem Schoß der geistlichen Familie einnahm und auch hier allerlei sah, hörte und erlebte, was ihn in seiner Kenntnis des Volkscharakters immer weiter forschreiten ließ.

Er erkannte, daß diese „heilig glückliche" Stadt ein Ort sei, unerschöpflich wie die antiken Alabastergruben bei San Felice, unerschöpflich an Material für die naturalistische Dichterschule. Unser Freund fühlte, wie er unter dem moralischen Einfluß Donna Carminellas ein immer grimmigerer Idealist ward.

Dieses Frühstück, dieses Mittagessen!

Auf ein Tischtuch von unbestimmter Farbe wurde von irgend woher irgend etwas aufgetragen, gewöhnlich von Don Sebastiano in eigener Person. Gewöhnlich waren es Reste. Nur Donna Carminella konnte wissen, was für Reste es waren.

Und diese Tischgespräche.

Eigentlich waren es nur Einzelgespräche Donna Carminellas, teils elegisch, teils pathetisch, bald im gewaltigsten Fortissimo, bald nur Gebärdensprache, soeben heftigste Leidenschaft, jetzt antike Ruhe.

Der Inhalt war die Chronique scandaleuse von San Felice.

Auch für Pfarrersköchinnen giebt es keine Helden.

Einmal begann Donna Carminella über Maja zu monologisiren Don Sebastiano Spagnuolo nahm sogleich seine geistliche Miene an: die von der Sonntagspredigt. Fritz horchte auf.

„Solche Kreatur, heilige Mutter Gottes, solch Sündenkind! Weiß man wohl, wer ihr Vater ist? Gott mög ihn strafen. Und die Mutter! Das wird eine gewesen sein!

Don Sebastiano räusperte sich, that einen Blick zum Himmel und seufzte.

„Und dieser gebenedeite Priester hat sie getauft. Als ob es ihr etwas genutzt hätte! Eine Nonne hätte sie werden sollen. Aber so! Behext die Ziegen und behext die Männer! Mit solchem Gesicht! Ins Kloster mit ihr! Aber ist sie wohl eine Christin? Da sitzt der hochehrwürdige geistliche Herr, der sie getauft hat, den fragt: Ist sie wohl eine Christin? Hört, wie er seufzt. Kaum, daß sie Sonntags zur Messe

kommt und alle Jahr einmal zur Beichte. Auf dem Domplatz sollte sie ausgestellt werden. Und wenn der hochwürdige Herr ihr ins Gewissen redet, ob sie wohl darauf hört? Fragt ihn, da sitzt er; da sitzt er und seufzt. Die sollte einmal in alle Ewigkeit brennen. — Was sagt Ihr? Euch hat sie ja auch behext!"

Im ganzen Gesicht glühend, die ganze Seele voll heiliger Entrüstung, redete Fritz für die Geschmähte. Und wie er mit Donna Carminella umging! Don Sebastiano Spagnuolo sah ganz geisterhaft drein. Daß ein sterblicher Mensch so etwas wagen durfte. Und seinen Gast erschlug kein Blitz? Aber dafür sank sie wie vom Donner gerührt hin und verfiel in hysterische Krämpfe.

Fritz, der sich nicht einmal entsetzt zeigte, ward von dem bebenden Seelenhirten zur Thür hinausgeschoben. Dabei war ihm, als würde ihm scheu und heimlich die Hand gedrückt.

Kaum war er hinaus, so erholte sich Donna Carminella zusehends. Doch blieb sie dabei, daß auch der von der Kreatur behext worden sei.

Aber Fritz hatte der häßliche Auftritt heftig erregt. Es war gut, daß er nicht in dieser Stimmung zu Maja hinaufmußte, um nach der Inschrift zu sehen: sie dauerte ihn auf einmal so sehr.

Und Wilibald sollte noch immer in Paolo sein.

Dabei wollten ihm die Verse aus den römischen Elegien nicht aus dem Kopf, diese höchst unsittlichen Verse! Besonders entrüstete ihn eine Strophe immer von neuem:

Laß dich nicht reuen, Geliebte, daß du mir so schnell dich ergeben —

In der Nacht hatte er einen heftigen Fieberanfall.

* *
*

Wirft dann hinein ihr Zaubergemisch arglistigen Herzens.

Maja lebte in tiefer Einsamkeit. Weder Camillo noch der schöne Blonde ließen sich sehen. Der häßliche Graue auch nicht.

In den Tagen, die jener ereignisvollen Nacht folgten, erwartete sie stündlich von Paolo eine Botschaft: Camillo habe den Fremden, der ihr den Schmuck geschenkt, umgebracht. Als niemand kam, sie auch nichts hörte, wurde sie noch verdüsterter. Sie sah blaß aus, ihre Augen lagen tief in den Höhlen. Es war, als hätte sie das Fieber. Häufig ward sie

von wilden Schauern geschüttelt und wie von Gluten durchtobt.

Auch zeigte sie sich zu jeder Arbeit unlustig. Zwar saß sie am Webstuhl, aber anstatt die Hände zu rühren, hielt sie sie unthätig im Schoß und sah starr vor sich hin. Sie sang nicht mehr, seufzte aber zuweilen.

Ihre Ziegen erhielten keine Leckerbissen mehr von ihr, trotzdem sie bis in die Grotte hineinkamen und sich ungestüm an die Herrin drängten; doch diese trieb sie rauh fort.

Ganz gegen ihre Gewohnheit erstieg sie abends den Gipfel, sah nach Paolo hinunter und in das Meer hinaus. Erst bei tiefer Dunkelheit kam sie nach Hause.

Sie fühlte endlich selbst, daß sie krank sei. Aber obgleich sie allerlei Heiltränke und wirksame Säfte zu brauen verstand, mochte sie keines ihrer Mittel für sich bereiten. Wozu auch? Sie würde wohl wieder gesund werden, und wenn nicht: Was thut's!

So schlichen ihr die Tage dahin. Endlich ertrug sie's nicht länger und schickte den Hüterbuben mit frischem Quark nach Paolo hinunter. Der Knabe sollte grüßen und fragen, wie es unten sei. Am Abend ging sie ihm entgegen.

„Viele Grüße, und es wäre gut.“

Sie mochte den Knaben nicht ausforschen: er würde schon von selbst reden. So wartete sie. Nach und nach erfuhr sie denn: der schöne Blonde liege den ganzen Tag unter dem Johannisbrotbaum und male schwarze Zeichen auf weißes Papier, und Camillo liege auch dort. Camillo und er seien große Freunde geworden, und Camillo habe von dem Fremden ein großes Goldstück geschenkt bekommen.

Das Mädchen sah den Knaben so wild an, daß dieser zu zittern anfing, als hätte er Camillo das Goldstück gestohlen. Nach einer Weile frug Maja:

„Und der andere?

„Der ist längst fort."

Maja schritt stumm neben dem Jungen her, ohne vom Boden aufzuschauen.

Als sie sich der Grotte näherten, stieß sie plötzlich den Ruf aus, mit dem sie die Herde lockte. Aber der Schrei klang so fremd, daß die Tiere ihn nicht erkannten und erschrocken auseinander stoben. Maja mußte eine Zeit lang warten, bis sie endlich angelaufen kamen. Sie ging zur Grotte und teilte ihren so schnöde behandelten Lieblingen mit vollen Händen das köstliche Meersalz aus.

Am Abend betete sie auch wieder zu ihrem Ma-

donnenbild, vor dem in diesen Tagen das Lämpchen erloschen war.

— — — — — — — — — — — — — —

Nun lebte sie scheinbar wie gewöhnlich weiter, aber ihr Aussehen wurde nicht besser. Auch singen konnte sie nicht mehr wie früher.

Eines Abends bekam sie Besuch: Don Sebastiano Spagnuolo stieg im Schweiße seines geistlichen Angesichtes den Berg hinauf.

Wenn sich der geistliche Herr vor Donna Carminellas Falkenblick und den Spürnasen ihres Hofstaates einmal sicher glaubte, so benutzte er stets diese Gelegenheit. Seine Sorge um das Seelenheil jenes einen schwarzen Schafes in seiner Herde war dann größer als die Angst vor Entdeckung, der Trieb des treuen Hirten stärker als die Furcht vor seiner treuen Hausgenossin. Sobald er, oben angelangt, sich mit Milch und Käse hinreichend gekräftigt, begann er sein Privatissimum. Er redete warnend, strafend, mahnend von der Gottesfurcht im allgemeinen und vom häufigen Kirchenbesuch und der Beichte ganz im besonderen. Maja webte gelassen weiter, mit möglichst viel Geräusch. Während ihr mit einem Naturalismus, dessen sich Emile Zola nicht zu schämen gehabt, das Fegefeuer

mit allen seinen Qualen geschildert wurde, mußte sie sich jedesmal vorstellen, welche Figur der geistliche Herr selbst in den Flammen machen würde. Diese Vision erschwerte ihre Andacht und beeinträchtigte ihr Entsetzen leider ungemein. Ja, zuweilen fühlte sie das leidenschaftliche Bedürfnis, eine ihrer Flechten zu lösen und tapfer darauf zu beißen. Sie küßte Don Sebastiano Spagnuolo weder beim Kommen noch beim Gehen die Hand und ließ sich nach wie vor wenig in der Stadt, noch weniger in der Kirche, am wenigsten im Beichtstuhl sehen.

Sie hatte nicht vergessen, daß der Priester sie nicht hatte taufen wollen.

Dieses Mal jedoch begab sich Don Sebastiano Spagnuolo mit Wissen und Willen der Regentin und des Hofstaates, also mit vollkommen unsträflicher Seele auf den Weg. Trotzdem kostete derselbe dem würdigen Herrn heute reichlicheren Schweiß und häufigeres Seufzen als jemals. Denn der höhere Befehl, dem er Folge leistete, enthielt zugleich eine mißliche Mission, und er konnte noch von Glück sagen, daß sie ihm allein auszuführen erlaubt worden, daß der Weg so steil, die Hitze so groß war. Sonst wäre er höchst wahrscheinlich in schöner Begleitung, mit großem Ge-

folge oben angelangt, und dann — dann hätte ihn sein Taufkind dort oben herzlich gedauert.

Sie dauerte ihn auch so. Wie schade, daß sie den schönen Schmuck wieder hergeben sollte! Er stand ihr gewiß prächtig, und sicher hatte sie sich so herzlich darüber gefreut. Dieses einfältige Ehepaar Garzoli! Bei der nächsten Beichte wollte er ihnen scharf ins Gewissen reden: ob man denn alles beichten müsse?! Die Eheleute hatten ihm von dem Schmuck berichtet, den der Inglese ihrer Pflegetochter geschenkt — ein Umstand, der ihr Gewissen bedrückte, und er wiederum beichtete es naturgemäß weiter. — Eine Stunde darauf wußten es sämtliche Unterthanen

Das hatte einen Aufstand gegeben! Donna Carminellas tadelloses Tag- und Nachtgewand leuchtete wie das Unschuldskleid eines Racheengels durch das ganze Haus: zuerst sah man es in der Kammer des Gastes, daraus es jedoch sogleich wieder verschwand — flüchtend, wie der lauschende Don nicht ungern konstatirte. Aber gleich darauf erschien es strahlend in der Fensterhöhle, um im Augenblick einen ganzen Bleichplatz gelblicher, leidenschaftlich erregter Schleiertücher unter sich zu versammeln.

Und nun befand er sich unterwegs. Ach, und er hatte strikten Weisungen Folge zu leisten!

Auch heute erhielt Don Sebastiano keinen freundlichen Empfang. Er ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken und begann, nachdem er seine ermatteten Lebensgeister wie gewöhnlich gekräftigt, wie gewöhnlich in halb väterlichem, halb priesterlichem Ton seinen Sermon. Aber schon beim Beginn wurde er von Maja mit Heftigkeit unterbrochen:

„Es nützt Euch doch nichts.“

Don Sebastiano Spagnuolo seufzte.

„Habt Ihr mir nicht gesagt, daß ich beten solle?“

„Freilich, deiner Sünden willen, die sehr groß sind, die schon von Geburt an sehr groß waren. Bete! Bete!“

„Das Ave Maria hab ich gesprochen: jeden Tag dreimal, morgens, mittags und abends. Aber Ihr sagtet, das wäre lange nicht genug; ich sollte beten, beten.“

„Das sagte ich freilich. Ach, Kind, du solltest deiner großen Sünden willen ins Kloster gehen! In einem Kloster würden sie dir alle vergeben werden — dir und deinen sündigen Eltern. In einem Kloster könntest du dein ganzes Leben lang beten.“

„Ich will aber gar nicht mehr beten.“

Don Sebastiano Spagnuolo stöhnte.

„Sagtet Ihr mir nicht, daß die Madonna und

die Heiligen mir schenken würden, um was ich sie bäte?"

„Hast du sie gebeten, für die Sünde deiner Eltern Fürbitte einzulegen? Hast du sie darum gebeten, so sehr du bitten kannst?"

„Nein, ich habe sie um etwas anderes gebeten, so sehr ich bitten kann. Zuerst freilich, da vergaß ich sogar das Ave Maria; doch dann habe ich sie alle nachgebetet und noch viel mehr dazu — die ganzen Nächte hindurch.

„Brava! Brava!"

„Aber die Madonna und die Heiligen haben sich gar nicht darum gekümmert," erklärte Maja mit blitzenden Augen.

„Bete nur! Bete nur für die Sünden deiner Eltern. Die Madonna und die Heiligen hören dich schon an. Du hast sie gewiß um etwas Sündhaftes angegangen? Das vertragen sie nicht; dann werden sie böse, dann schütteln sie den Kopf und sagen: Bewahre! und: Nichts davon!"

„Um etwas Sündhaftes?" rief Maja aufgebracht. „Ich bin sie um einen Liebsten angegangen. Ist das etwas Sündhaftes? Kann ich keinen Liebsten haben? Haben die heilige Barbara und die heilige Bibiana und die heilige Rosalia etwa keine Liebsten gehabt?

Ich habe ihnen noch dazu drei rote Kerzen und ein wächsernes Herz gelobt und eine Wallfahrt obenein. Hätten sie mir etwa dafür nicht einen Liebsten geben können? Sie werden wohl auch nicht mehr geopfert haben. Und er sollte doch fürs erste nur wiederkommen, denn er ist fortgegangen und hat mir nicht einmal lebewohl gesagt."

Und Maja brach in Thränen aus.

Don Sebastiano Spagnuolo erschrak darüber so heftig, daß er seine ganze geistliche Würde und seine ganze menschliche Entrüstung über den Liebsten vergaß und sich eifrig bemühte, die Weinende zu trösten. Aber Maja wischte sich zornig die Thränen fort, warf trotzig den Kopf in den Nacken und rief:

„Schweigt und geht! Und am Sonntag stellt Euch auf die Kanzel und ruft meinen Namen aus und verwünscht mich, wie Ihr Marietta Leste, Pepina Corte und Anna Mariani verwünscht habt. Am Sonntag will ich in die Kirche kommen und Euch zuhören."

Don Sebastiano Spagnuolo wollte ächzen, blieb aber stumm. Nach einer langen Weile begann er sanft und milde:

„Wenn ich das heute dem fremden Herrn erzähle — der glaubt mir's gar nicht. Hat er doch erst

neulich so viel Gutes von dir geredet. Wenn du es gehört hättest, müßtest du dich jetzt schämen."

„Welcher fremde Herr?"

„Nun, der Inglese, der bei mir wohnt. Er war ja erst drüben in Paolo bei deinen Pflegeeltern —"

„Der ist in San Felice?!"

„Schon seit drei Wochen."

„Heilige Mutter Gottes!"

„Was ist?"

„Ich habe Euch unrecht gethan."

Don Sebastiano Spagnuolo lächelte wehmütig.

„Auch den guten Heiligen that ich schweres Unrecht und der süßen Gottesmutter. Man soll nur beten, beten."

Ihre Augen leuchteten, ihr ganzes Gesicht glänzte.

Don Sebastiano Spagnuolo starrte sie verblüfft an. Hätte er eine Brille getragen, so würde er sie jetzt sicher geputzt haben. Aber er merkte nichts — wahrscheinlich, weil er in dergleichen Dingen keine eigene Erfahrung besaß. Doch benutzte er die wunderbare Wandlung sogleich und mahnte:

„Freilich soll der sündige Mensch beten; ich habe es dir ja immer gesagt. Sei doch ja ein frommes Kind, meine Tochter. Es giebt so viel Trübsal auf Erden. Deshalb bete, bete! Der Satan lauert überall

auf unsere armen Seelen. Deshalb bete, bete! Ehe man sich's versieht, hält einen der Böse am Schopfe, und da giebt es dann ein ewiges Heulen und Zähneklappern. Darum bete, bete!"

„Das will ich," versicherte Maja.

„Das ist recht. Brava! brava! Bete ja fleißig für deine Mutter und deinen Vater, mein Kind; denn ich fürchte, die sind große Sünder vor Gott dem Herrn. Außer den drei Aven jeden Tag dreimal die Bitte für die armen Seelen ist gewiß nicht zu viel. Später mußt du eine Messe für sie lesen lassen. Das wird ihnen dienlich sein. Das wird ihren armen Seelen helfen, bald aus dem Fegefeuer herauszukommen. Denn ich fürchte, sie werden sicher einmal brennen müssen."

Und Don Sebastiano seufzte, stöhnte, ächzte. Das that er jedesmal, wenn sein Sermon diese Wendung nahm, und jedesmal bekam er von Maja zu hören:

„Meinetwegen mögen sie brennen; was kümmern mich die? Sie haben sich auch nicht um mich gekümmert. Warum habt Ihr die nicht längst am Sonntag von der Kanzel herab genannt und verdammt, wie Ihr die anderen genannt und verdammt habt? Thut's! Ich will hinkommen und zuhören. — Nicht die Hand rühr ich derentwegen. Basta!"

Wie war daher der gute Geistliche erstaunt und gerührt, als das trotzige Mädchen ihm heute in ganz anderer Weise entgegnete, fast demütig, fast sanft:

„Ich will für sie beten.“

Don Sebastiano Spagnuolo mußte sich räuspern.

Dann begehrte Maja zu wissen, wie es dem Fremden ginge.

„So ziemlich! Er hat keinen rechten Appetit, schlechten Schlaf und ein wenig das Fieber.“

„Das Fieber hat er?!“

„Und wie blaß er ist! Höre: du solltest ihm einen heilsamen Trank kochen. Das würde ihm gut thun. Der Apotheker versteht sich nicht recht darauf. Sprich aber ja ein Ave dabei; denn im Grunde genommen ist's ein Teufelswerk.“

Eifrig versprach Maja, für den Kranken eine Arzenei zu bereiten.

„Ich will sie mitnehmen und ihm eingeben. Nimm geweihtes Wasser dazu. Hast du welches? Sonst bring einen Krug voll Wasser her. Ich spreche den Segen darüber. Das thut's auch.“

„Geweihtes Wasser habe ich noch; aber die Arzenei kann erst morgen fertig sein. Ich schicke sie mit dem Knaben hinunter. Vielleicht komme ich auch selbst.“

Don Sebastiano Spagnuolo machte ein bedenkliches Gesicht.

„Schicke lieber den Knaben. Ich will ihm morgen nach der Frühmesse entgegengehen.“ Er überlegte. „Könntest du bei der Gelegenheit meiner Donna Carminella nicht einige Käse senden?“

„Der!“ stieß Maja mit unendlicher Verachtung heraus.

„Es wäre gut wegen des Fremden, der meiner Donna gar lieb zu sein scheint und der sie deinetwegen schwer gekränkt hat,“ suchte der diplomatische Don sie zu überreden.

Aber Maja fuhr auf:

„Was geht ihn Eure Donna an, das alte, träge, dicke, gefräßige, schlampige Geschöpf?!

Ganz entsetzt ob der Lästerung, sah Don Sebastiano sich angstvoll um, ob seine treue Freundin auch nicht hinter ihm stehe. (Sie that es so oft.) Darauf verwies er Maja mit strengen Worten ihre unchristliche Gesinnung. Aber er predigte tauben Ohren. Maja beharrte bei ihrer Ansicht und wiederholte mit dem Ausdruck ehrlichen Abscheus.

„Das gefräßige schlampige Geschöpf!“

„Sie ist doch ein gutes Geschöpf,“ vertheidigte der gutherzige Don seine geschmähte Lebensgefährtin.

„An dem Fremden nimmt sie solchen christlichen Anteil. Und wenn man bedenkt, daß er ein Ketzer ist —"

„Was wäre er?"

„Ein Ketzer, ein Unchrist, ein Heiligenschänder, ein Kirchenräuber, ein Gottesleugner, ein Lutheraner, ein Bismarckianer, ein Preuße —"

Maja lachte hell auf.

Aber der bedenkliche Moment war nicht länger hinauszuschieben. Als Maja sich von ihrem Lachanfall erholt, fing daher der Abgesandte an:

„Was mußte ich heute über dich hören!"

„Von Eurer Donna?"

„Von der ganzen Stadt. — O meine Tochter!"

Doch Maja war in einer so strahlenden Laune, daß es bereits wieder um ihre Lippen zu zucken begann. Deshalb beeilte sich Don Sebastiano zu sagen:

„Sich von einem Ketzer einen Schmuck schenken zu lassen, von einem Ketzer!"

Um Majas Lippen zuckte es noch immer, aber ganz anders als vor einem Augenblick. Dem Geistlichen einen ihrer leuchtenden Blicke zuwerfend, sagte sie:

„Das weiß bereits die ganze Stadt? Und Eure Donna schickt Euch deswegen zu mir herauf. Wartet.“

Sie ging zu ihrer Truhe, holte den Schmuck heraus und warf ihn auf den Altar, neben dem der Priester saß.

„Da nehmt ihn!“

Der Schmuck war augenscheinlich sehr kostbar: massives Gold. Dennoch hätte Don Sebastiano ihn gar zu gern dagelassen, jetzt noch lieber als vorhin: der Schmuck hätte sie so schön für den Liebsten trösten können, den die Heiligen ihr nicht schenken wollten.

„Ihr seht, Ihr müßt mich am Sonntag doch auf die Kanzel bringen. Schade, daß ich nicht zuhören kann mit all dem Golde an mir. Aber ich mag's nicht noch einmal umthun. Mir graut davor — ja, das thut es. Es blitzt mir die Seele durch und durch. Es steckt ein Zauber darin. Ich sehe es immer vor Augen: alles voll Gold! Gold! Hätte Eure Donna Euch heute nicht heraufgeschickt, so hätte ich es Euch vielleicht morgen heruntergebracht. Zuerst wollte ich es der Gottesmutter schenken, die aber machte ein böses Gesicht dazu: was sie wohl mit dem Golde solle, da sie doch ein Schwert im Herzen trüge. Seitdem das Gold in der Grotte ist, konnte ich keine Nacht

schlafen. Oft mußte ich mitten in der Nacht aufstehen, es mir ansehen und an die Angiolina denken. Gern hätte ich's fortgeworfen; aber konnte ich wohl? Es ließ mich nicht los."

Sie starrte auf das Geschmeide herab mit einem Ausdruck, einem Blick, daß es dem Priester dabei unheimlich ward. Er murmelte einen Bannspruch.

Heftig rief Maja:

„So bringt es mir doch aus den Augen! Seid ein Priester und wißt nicht, daß über einen, der Gold ansieht, der Teufel Gewalt hat? Als ob Ihr's nicht an Eurer eigenen Seele spürtet! als ob Ihr die nicht auch für Geld dem Teufel übergäbt! Fort damit! Weshalb war die Circe, die hier unter der Grotte verzaubert sitzt, solche Unholdin? Weil sie ganz im Golde saß. Nun möchte sie gern heraus, kann aber nicht mehr. Der Angiolina wird's gerade so ergehen! — Nehmt und macht, daß Ihr fortkommt, sonst könnt's mich wieder reuen!"

Sie trieb ihn fort. Als er bereits aus dem Thal heraus war, hörte er sie rufen. Don Sebastiano erschrak, denn er glaubte, sie fordere den Schmuck doch wieder zurück und er müsse mit leeren Händen zur Regentin und zum Hofstaat hinab. Er dachte an

Flucht; aber sie hätte ihn sicher eingeholt. Maja rief ihm zu:

„Viele Grüße an Euern Gast! — Und die Arzenei schick ich Euch!“

— — — — — — — — — — — — — —

Gegen Abend begann sie ihre Vorbereitungen zum Brauen des Heiltrankes. Der wunderthätige Saft sollte nicht nur auf das Fieber wirken, auch auf die Gedanken, auf das Herz. Sie mußte der alten, fetten, trägen, gefräßigen, abscheulichen Donna Carminella zuvorkommen. Bis jetzt hatte diese ihm noch nichts angethan, denn er mochte sie nicht leiden. Aber die Donna brauchte nur einen Liebeszauber zu brauen, und er mußte ihr gut werden, er mochte wollen oder nicht; ein Gedanke, bei dem Maja ihre Hände ballte und zornig aufstampfte. Glücklicherweise war die Pflanze nur dann zauberkräftig, wenn eine reine Jungfrau, die eine heiße Liebe im Herzen trug, sie pflückte.

Als über den westlichen Bergen blutigrot die Mondessichel niederging und wie ein mystisches Feuerzeichen, eine große flammende Zauberrune am Himmel stand, verließ Maja die Grotte und stieg in das Klippengewirr hinab, das nach den Pontinischen Sümpfen zu eine schaurige Felsenöde bildete. Lange mußte sie im Sternenschein zwischen dem Gestein suchen, bis sie

endlich die Pflanze fand, deren sie zu ihrem Trank bedurfte. Sie hatte schwarze Wurzeln und eine milchweiße Blume. Die Botaniker geben ihr den Namen Helleberus niger — in Homer wird sie von den Göttern Moly genannt.

Maja stieß bei ihrem Anblick beinahe einen lauten Jubelschrei aus, der doch die ganze Wirkung des Zaubers gestört hätte. Jetzt wußte sie, daß sie ihn liebte.

An ihrem Herzen barg sie die kostbare Blume, deren Wurzel nicht Sonne, Mond und Sterne bescheinen durften. Sie fühlte sich von Schauern überlaufen.

Die ganze Nacht hindurch braute sie in ihrer Grotte. Sie hatte auf dem Boden Feuer angezündet; hell loderte die Flamme auf. Der Rauch stieg zu den Wölbungen empor, von denen die Stalaktiten wie ein Gewirr von Ungeheuern und Riesenschlangen herabhingen. Maja stand da von glühendem Schein umleuchtet, von Fledermäusen umschwirrt, die durch die Flamme aufgescheucht worden. Sie sah düster und feierlich aus und raunte fortwährend Sprüche. Ein starker Kräuterduft füllte die Höhle.

Als die Sonne aufging, löschte sie mit Weihwasser das Feuer, goß den Trank in ein Fläschchen und trug ihn zu dem Madonnenbild, zu dem sie es lange betend emporhielt. Dann rief sie den Knaben

und schickte ihn mit der Arzenei nach San Felice hinunter. Donna Carminella erhielt keinen Käse.

Am Nachmittag kleidete sie sich festlich an, schmückte Madonnenbild und Grotte mit Blumen und langen blühenden Zweigen, streute Buchsbaum und Menthe auf den Boden und setzte sich in sicherer Erwartung seines Kommens vor den Eingang.

Wie ihr Herz pochte!

Das kam nur davon, daß sie die Zauberwurzel auf dem Herzen getragen.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war mittags, und Donna Carminella schlief. Diesen schönsten Augenblick des Tages hatte Don Sebastiano abgewartet, um in die Kammer seines Gastes zu schleichen und diesem unter geheimnisvollen Gebärden das Fläschchen zuzustecken.

„Laßt es meine Donna nicht sehen; sie würde es Euch heimlich ausschütten. Und das gute Ding hat sich damit so abgeplagt. Auch der Apotheker darf es nicht wissen. Das dumme Volk ist so abergläubisch; gleich glaubt's an Teufelskunst und Hexerei. Es ist indessen ein ganz christlicher Trunk: mit Weihwasser destillirt und mit drei Ave versehen. Eurer Ketzerseele wird dadurch sicher Heil widerfahren."

Dies bekam Fritz geheimnisvoll zugeraunt, als er

auf seinem Bette lag, von Hitze, Fieber und banger Nachwirkung der römischen Elegien matt und leidend. Er hörte den würdigen Geistlichen flüstern und flüstern und verstand ihn nicht.

„Was soll's mit dem Zeug?"

„Es ist geweihte Arzenei, Signore."

„Zum Teufel damit!"

Don Sebastiano Spagnuolo bekreuzigte sich eiligst.

„Maja hat dabei drei Ave gebetet."

Fritz fuhr in die Höhe.

„Wer?"

„Maja. Sie hat's für Euch gebraut."

„Für mich?"

„Für wen sonst? Und wie Ihr sie jammertet!"

„Ich? Sie?!"

„Weil Ihr das Fieber hättet. Sie wollte selbst herunter und nach Euch sehen."

„Nach mir?"

„Ich soll Euch vielmals grüßen. Ist das ein wunderliches Geschöpf! Ganz blaß ist sie geworden, geweint hat sie und zur Madonna gebetet, was sie nur beten kann. Und wenn Ihr wüßtet um was. — Alle Heiligen, da ist meine Donna erwacht! Versteckt's und —"

Und Don Sebastiano Spagnuolo entschlüpfte behende

Fritz war halb aufgerichtet gegen die Wand gesunken, das Fläschchen in der Hand, starr auf dasselbe herabsehend. Dann und wann schüttelte er den Kopf. Nachdem er diese, einem Gelehrten so wohlanstehende pantomimische Versicherung bedenklichen Staunens und gedankenvollen Verwunderns eine Weile geleistet, erhob er sich mit plötzlichem Entschluß, durchschwankte mehreremal in vergeblichem Suchen das Zimmer, erinnerte sich endlich, daß im ganzen Hause nur ein einziges Glas und dieses eine sich in Donna Carminellas ausschließlichem Besitz befand, öffnete mutvoll die Flasche, that einen langen Zug —

Der Zaubertrank, den Faust in der Hexenküche in den Leib bekam, konnte unmöglich höllischer geschmeckt haben. Dennoch fühlte Fritz nach Überstehung eines heftigen Brechanfalles eine gewisse wohlthätige Erschütterung seines ganzen Menschen, und Donna Carminella hätte ihn gerührt flüstern hören können:

„'s ist doch ein gutes Geschöpf.“

Dann warf er sich von neuem aufs Bett, in Schweiß gebadet. — Also sie hatte seiner gedacht, sich um ihn gesorgt, ihm voll kindlichen Glaubens Arzenei bereitet und dazu drei Ave gesprochen. Sie war blaß, betete zur Madonna, weinte. Worüber weinte sie? War sie unglücklich? — Welch ein Gedanke! Wilibald

befand sich noch immer in Paolo. — Hatte sie um seinetwillen gebetet, um seinetwillen Thränen vergossen?! Und der Schmuck —

Fritz fühlte plötzlich Herzweh.

Und diese unmoralischen römischen Elegien! Er hatte so viel über sie nachgedacht, daß er sich jetzt ganz genau früher gelesener Stellen entsann. Zum Beispiel:

Eine Welt zwar bist du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

*

Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.

*

Amor bleibt ein Schalk, und wer ihm vertraut, ist betrogen.

*

Wie sie sich Helden erwählt, gleich ist der Knabe danach.
Wer sie am höchsten verehrt, den weiß er am besten zu fassen,
Und den Sittlichsten greift er am gefährlichsten an.

Am Nachmittag wollte Fritz aufstehen und den Berg erklimmen; mußte er sich doch bei Maja bedanken. Er war jedoch genötigt, liegen zu bleiben, denn er fieberte stärker. Trotzdem gebrauchte er Majas Arzenei genau nach Vorschrift.

* * *

Jetzo erzählt er endlich der anderen
Freunde Verderben.

Nach einigen Tagen bekam das Pfarrhaus Besuch: die ganze Familie Garzoli. Das würdige Ehepaar begab sich direkt zu Donna Carminella, Camillo trat zu Fritz in die Kammer.

„Guten Tag! Wie geht's?"

Fritz erwiederte, es ginge ihm gut, was indessen durchaus nicht der Fall war.

„Und was machst du? So setz dich doch. — Wie steht's in Paolo?"

„Euer Freund ist noch immer da."

„Das hörte ich."

„Er hat Maja einen Goldschmuck geschenkt."

„Das weiß ich."

„Maja will ihn heiraten."

Fritz sprang mit einem Satz aus dem Bett; er war ganz blaß geworden.

„Und das sagst du so ruhig?"

„Was soll ich machen?"

„Was du machen sollst? Ich denke, du liebst sie?"

„Sie liebt mich aber nicht; sie liebt das Gold. Ich habe es Euch gleich gesagt. Wißt Ihr noch?"

„Es ist aber nicht wahr!“ schrie Fritz den Burschen an.

Camillo zuckte die Achseln.

„Ihr wollt mir das Zauberwort noch immer nicht sagen?“

„Ich weiß kein Zauberwort.“

„Besinnt Euch.“

Fritz besann sich.

„Ehrliche Arbeit ist ein Zauberwort, und ein anderes lautet: Treue Liebe, und ein drittes: Ehrenhafter Sinn. Aber, mein Sohn Camillus, ich fürchte, für dich wird keines der drei Worte mehr wirksam sein; ich fürchte, du hast den Schatz verloren.“

„Also lebt wohl!“

„Lebwohl!“

Camillo stand bereits in der offenen Thür, als Fritz sich überwand und ihn zurückrief.

„Du scheinst wirklich gar nicht mehr eifersüchtig zu sein?“

„Auf den schönen Blonden?“

„Auf wen sonst? Ich denke, er will sie heiraten?“

„Er will sie nicht heiraten, aber sie ihn.“

„Bursche! — Nun wird mir die Sache denn doch zu toll. Weshalb ist er dann noch in Paolo?“

„Das hat er mir erklärt: er schreibt dort goldene Worte.“

„Was schreibt er?“

„Goldene Worte! Jetzt sehen sie noch ganz schwarz aus; aber er bleibt dabei, daß es goldene Worte wären. Und es wird wohl so sein, denn er hat schrecklich viel Gold. Ich bat ihn, es mich zu lehren; aber er meinte, ich sei kein Auserwählter.“

„Ist er denn nicht den ganzen Tag droben bei Maja?“

„Bewahre!“

„Wie so: Bewahre? Da er ihr doch den Goldschmuck geschenkt hat —“

„Das hat er nur der Poesie wegen gethan, so sagt er. Ich versteh es auch nicht Vielleicht ist das solch ein goldenes Wort. Aber hinauf zu ihr geht er nie mehr, und da er bei ihr keine Milch getrunken hat“ (Wilibald verabscheute Milch) „so kann er auch ruhig unten bleiben. Ich muß immer wieder zu ihr hinauf, und Ihr müßt auch, Ihr mögt wollen oder nicht. Ich gehe heute abend zu ihr, denn morgen schiff ich fort: nach Palmarola hinüber zu den Leste. Zum Herbst fahren wir nach Afrika, und in Afrika schlag ich einen Saracenen tot. Dann komm ich mit einem ganzen Schiff voll Gold nach dem Circekap

zurück, und alles Gold bring ich Maja, damit sie den schönen Blonden nicht mehr mag, sondern mich nimmt."

„Sie soll weder dich noch ihn nehmen!" rief Fritz wild.

Camillo zuckte die Achseln.

— — — — — — — — — — — — — —

Unterdessen gingen im Gemach der fetten Donna große Dinge vor sich. Das ehrwürdige Ehepaar trug sich mit einem kühnen Projekt, von dem indessen Camillo nichts wußte. Es sollte erst nach dessen Abfahrt nach Palmarola ausgeführt werden und konnte das überhaupt nur, falls Donna Carminella dafür gewonnen wurde. Aus diesem Grunde hatten sich denn auch die tributpflichtigen Gatten für die Regentin von San Felice mit reichen Spenden versehen, bestehend aus einer eben gefischten mächtigen Spigola, die auf einem üppigen Lager von Austern ruhte, mit Hummern und Venusmuscheln garnirt war und im Maul ein Bündel feiner Küchenkräuter hielt. Auch eine Last von Käse führten sie mit sich.

Donna Carminella geruhte denn auch den Zins ihrer in Paolo kolonisirten Vasallen huldreichst anzunehmen, trug sogar süßen Wein und eine in Öl gebackene mit getrockneten Feigen und mit in Honig eingekochten Früchten gefüllte Pizza auf. Darauf begann sie, in

blendend weiße Nachtwäsche gehüllt, auf ihrem Lehnstuhl thronend — es war der einzige bequeme Sessel in ganz San Felice — die Unterhaltung zu leiten.

Nach einigen mit höchster Kunst geführten Umwegen schritt sie direkt auf das Ziel los: Maja und deren Goldschmuck, den Don Sebastiano ihr richtig abgeliefert hatte. Es sei eine Schmach für die ganze Christenheit von San Felice, und der Schmuck müsse am Sonntag auf die Kanzel.

Donna Cajeta jammerte laut auf, und Don Elynoro schlug sich vor die Stirn, daß es hohl klang. Aber die in ihren heiligsten Empfindungen tödlich beleidigte Dame blieb dabei: der Schmuck müsse und müsse hinauf!

Sie erhob sich schwerfällig und brachte das corpus delicti herbei.

„'s ist der verdammte Inglese, der das Mädchen damit ins Gerede gebracht hat!“ tobte der Don. „Ich bringe den Hund um.“

„Jesus Maria!“ kreischte Donna Carminella und griff schnell nach dem einzigen Weinglas des Hauses, das sie in der Zerstreuung vor ihre Gäste gestellt.

Donna Cajeta gebärdete sich, als sähe sie den Dichter der Ideale schon in seinem Blute schwimmen

und ihren Don auf den Galeeren: im hochroten Kostüm mit Kugeln an den Beinen. (Beide wußten indessen sehr wohl, weshalb sie den Schmuck in die Beichte getragen.)

Donna Carminella gewann zuerst ihre Fassung wieder. Der Schmuck mußte unfehlbar der Madonna geopfert werden. Das brachte Donna Cajeta sogleich wieder zu sich und schreckte sogar ihren Gemahl aus seinen Rachegedanken auf.

„Hundert Scudi wird er wohl wert sein."

„Hundert Scudi!" jammerte seine Donna.

Hätten sie doch geschwiegen! Bei Donna Carminella zeigten sich Symptome ihrer Krampfzufälle. Sämtliche Heiligen wurden unter wilden Lamentationen zu Zeugen angerufen, wie die Seelen des Ehepaares brennen würden, wenn sie den Schmuck nicht hergäben. Schon jetzt begannen sie Angstschweiß zu schwitzen und dankten zuletzt Donna Carminella und allen Heiligen, als ihnen gnädig versichert ward, daß der Schmuck von der Madonna angenommen werden würde; er hätte und hätte sonst auf die Kanzel hinauf müssen! (Von der er dann doch nimmer wieder heruntergekommen wäre.)

Aber was sollte mit Maja und dem Inglese geschehen? Der Schmuck hatte sie in aller Leute Mund

gebracht: alle Leute erwarteten, daß etwas geschehen werde, und in diesem Augenblick sah ganz Felice auf Donna Carminella, ob sie die Angelegenheit in die Hand nehmen wolle.

Sie überlegte. Während dieser großen Aktion verharrte das Ehepaar in Angst und Zweifel. Endlich, als die Gewaltige noch immer nicht den Mund aufthat, mußte Donna Cajeta sich entschließen, den ihren zu öffnen.

„Da ist auf Capri eine, die Angiolina heißt und die jetzt einen Inglese heiraten soll —“

Beider Augen hingen an den Lippen der fetten Dame; doch diese blieben geschlossen. Ganz Würde und reine Wäsche saß sie unbeweglich da. Donna Cajeta mußte fortfahren, sie mochte wollen oder nicht.

„Und da ist auf Capri eine Pfarrersköchin, die bekommt, wenn der Inglese mit der Angiolina Hochzeit macht, zweihundert Scudi Heiratsgut. Bei der Madonna, die bekommt sie —“

Weder sie noch der Don wagten zu atmen.

Donna Carminella blieb nach wie vor sprachlos, aber sie nahm eine geringschätzende Miene an. Die beiden Garzoli erblaßten und warfen sich einen Blick zu.

„Dreihundert Scudi," seufzte des armen Don Garzoli arme Gattin. — Donna Carminella schwieg.

„Vierhundert Scudi," stöhnte Camillos unglückliche Mutter. — Donna Carminella schwieg.

„Fünfhundert Scudi!" schrie Frau Cajeta. — Donna Carminella schwieg, aber — sie lächelte.

Sie nahm die Angelegenheit in ihre Hand. San Felice durfte ruhig sein.

III.

Sofort trat sie in Aktion. Kaum hatte sich die Thür hinter den Garzolis geschlossen — Don Garzoli war tief gebeugt —, als sie in Fritzens Kammer gestürzt kam. Nicht einmal, daß sie sich Zeit genommen, ihr Haar zu lösen.

Das Bett frei sehen und es in Besitz nehmen, war das Werk eines Augenblicks. Fritz stand sprachlos daneben. Er vermochte bei dem Anblick, der sich ihm darbot, nur eines zu denken: Also doch!

Alles, was ihm nun noch zu thun übrig blieb, war, zu fliehen.

„O, Don Federigo," schluchzte die fette Dame, „wie habt Ihr neulich mein Herz gekränkt! Aber ich verzeihe Euch, Don Federigo, denn ich bin ein gutes

Geschöpf, und Ihr waret behext. Ach, was mußt ich heut hören! Don Federigo, was mußt ich heut hören!"

„Meinetwegen, daß Don Sebastiano Papst geworden ist, nur schert Euch augenblicklich von meinem Bett herunter."

Aber sie lag zu bequem.

„O heilige Mutter Gottes!

„Wollt Ihr wohl still sein!"

Aber das wollte sie durchaus nicht.

„Sie stechen ihn tot, um dieser Kreatur willen stechen sie ihn tot!"

„Don Sebastiano um Euretwillen? Das begreife ich sehr gut. Habt Ihr verstanden? Sehr gut versteh ich das."

Aber sie wollte durchaus nicht verstehen.

„Auch ihn hat sie behext, und nun wird er ihrethalben tot gestochen, mausetot!"

Aber da ward sie geschüttelt und gerüttelt wie noch niemals in ihrem Leben.

„Jetzt laßt die Verrücktheiten und sagt mir augenblicklich — versteht Ihr mich: augenblicklich! — wen sie tot stechen wollen. Aber zuerst auf von meinem Bette! Fort! Wollt Ihr!"

Aber sie war zu sehr gerüttelt und geschüttelt

worden; sie konnte nicht. Kaum, daß sie zu ächzen vermochte:

„Wen sie tot schlagen wollen? Euren Freund, Signore, Euren unverschämten, liederlichen, ketzerischen Freund Signore. Und es geschieht ihm recht!“

„Ihr seid wirklich toll geworden! — Wo ist Don Sebastiano?“

Aber als Fritz zur Kammer hinauswollte, äußerte Donna Carminella die Absicht, sich allmählich zu erheben. Sie richtete sich matt auf und flüsterte:

„In der Messe.“

Als Fritz blieb, wuchsen ihre Kräfte riesenschnell bis zu Äußerungen ihrer moralischen Entrüstung:

„Pfui, Signore, einen solchen Freund! Pfui, Signore, einen solchen Freund zu haben! Schmach und Schande, Signore! Ist ein Ketzer und ein Preuße und verspricht einem ehrlichen Mädchen die Heirat. Schmuck schenkt er ihr, goldenen Schmuck! Einen Schmuck, der mehr wiegt als hundert Ringe — mehr als hundert Ringe hat er ihr an die Hand gesteckt, einem braven, achtbaren, anständigen Mädchen, Signore, einem Mädchen, das ich, Donna Pia Maria Graziella Carminella Loquenzi aus Torre Anunziata, beinah über die Taufe gehoben, Signore. Aber dem armen Mädchen soll ihr Recht geschehen; aber ich werde mich

des guten Geschöpfes annehmen; aber ich will der elternlosen Kreatur Vater und Mutter sein; aber —"

Aber Fritz öffnete die Thür, so weit sie sich öffnen ließ, ergriff seinen Stock (Ziegenhainer), schwang ihn, näherte sich langsam dem Bette —

Aber dieses war plötzlich leer geworden.

Als er nach ungefähr einer Stunde an dem Zimmer des Kanonikus vorüberging, hörte er drinnen Stimmen, Töne, Laute so fürchterlicher Natur, daß er erschrocken stehen blieb und an Mord und Totschlag dachte. Er wollte gerade hineinstürzen, als er Donna Carminellas Organ erkannte. Die Dame kreischte:

„Als ob ich nicht wüßte, wer ihre Mutter ist; als ob sie ihrer Mutter nicht ähnlich sähe — auch ihrem Vater! O heilige Mutter Gottes!

Darauf Bitten, Betteln, Beschwören, alles im Flüsterton. Doch die Donna zeterte womöglich noch lauter:

„Und die wird nun eine Signora!"

„Carminella! Liebe Carminella!"

Aber Carminella verfiel in hysterische Krämpfe. Fritz rettete sich.

Das Resultat von Donna Carminellas Krämpfen war, daß Don Sebastiano Spagnuolo beschloß, aus

Gründen der Moral gegen den unsittlichen Fremden in Paolo einzuschreiten und ihn entweder zur Heirat mit Maja oder zu einem ansehnlichen Bußgeld zu nötigen. Und zwar sollte ohne Verzug gehandelt werden.

Gleichfalls ohne Verzug mußte sein Freund aus dem Pfarrhause von San Felice entfernt werden, denn dieser war nicht nur ein Ketzer und Bismarckianer, sondern überdies ein äußerst gefährlicher Mensch, der ehrbare Frauen anfiel und sie zur Flucht zwang aus ihren eigenen Betten heraus.

Don Sebastiano versammelte zur Besprechung beider Fälle seinen Rat.

— — — — — — — — — — — — — —

Dadurch, daß Wilibald damals seinen Genossen nicht mehr in Paolo gefunden, sich dem rettenden Freunde nicht an die Brust stürzen konnte, war er zum Bleiben veranlaßt worden; denn nun wollte er „stolz“ sein. Außerdem hatte er sich in seinem ganzen Leben noch nicht in einer Situation von „solcher Tragik“ befunden. Es war die Situation eines vierten Aktes. Man überlege:

Am homerischen Circekap, unter den Rosen Lukulls, im Hüttchen am Meeresstrand, der Gast von Ehegatten, die er einer neuen Auflage von Philemon und Baucis in verjüngter Gestalt vergleichen durfte, lebte er ein-

sam, kummervoll, schmerzzerrissen, die wehrlose Beute seines Grams, das Opfer eines tragischen Konfliktes. Um eines „Weibes“ willen hatte er seinen „besten Freund“ verloren — den Freund, aber auch sie! Denn dabei blieb es unwiderruflich, unerbittlich: er entsagte ihr.

Doch er vermochte sich nicht loszureißen von den Stätten, wo er geliebt, wo er gelebt hatte. Dieses Hinsterben mit der Todeswunde im Herzen war auch so schön, so interessant, eines Poeten so würdig. In ihrer Nähe auszuatmen, den brechenden Blick gerichtet auf diese Küste, dieses Meer, diesen Himmel, den auch sie sah. Es war zwar nicht durchaus neu, doch immerhin, wenn man das klassische Lokal beachtete, auch in der Wiederholung überaus reizvoll. Welcher Poet von Gottes Gnaden hätte an seinem Genius das Verbrechen begehen können, eine derartig günstige Gelegenheit zur Unsterblichkeit nicht zu benutzen?!

Er mußte also bleiben, mußte bleiben und — dichten; gehen durfte er erst mit dem druckreifen Manuskript in der Tasche und dem großen Bewußtsein im Herzen, daß er dem Circekap einen zweiten unverwelklichen Ruhmeskranz gewunden. Gehen — wohin? Wo kein Vergessen möglich war.

So hatte er denn zu singen begonnen und dabei die Feder tief in sein Herzblut getaucht. Seinem Ge-

löbnis getreu, war er, seitdem er von neuem mit überwältigender Stärke empfunden, daß auch ihm vergönnt sei, zu sagen, was er leide, mit keinem Fuß wieder auf dem Berge gewesen.

Sehr beglückte ihn sein stiller Bund mit dem Jüngling, dessen Gattin sie ohne Zweifel einmal werden würde — einmal! Er zog ihn liebend zu sich heran, plötzlich eine wilde, aber schöne Seele in ihm entdeckend, die er für sie zu besänftigen, zu läutern, zu formen versuchte, ihr Geist einhauchend von seinem Geist. Oft, wenn der Liebenswürdige neben ihm ruhte, andachtsvoll auf seine Worte lauschend, wurde ihm das Auge feucht, und er mußte sich Gewalt anthun, ihn nicht an seine Brust zu drücken, ihm zurufend: Nimm sie hin! Seid glücklich! Segnet mich!

Unterdessen entfloß seinem blutenden Herzen Gesang auf Gesang. Ha! dachte er oft, wenn er jetzt hier wäre, wenn er mich jetzt hören würde — jetzt müßte er an mich glauben. Jene „Gesänge an die Geliebte“ gehörten bereits einer „längst überwundenen Periode“ an. Dagegen stand er in seiner „Neuen Circe“, diesem Lied aller Lieder in der Vollkraft seines Schaffens, auf der Höhe seiner Entwickelung — am Beginn seiner Unsterblichkeit. Daß dieser Weg eines Poeten von Gottes Gnaden ein Passionsgang sei, daß

den Lorbeerkranz des Dichters Dornen durchrankten, war eine banale Phrase — Wilibald sehnte sich nach einem Martyrium.

— — — — — — — — — — — — — —

Don und Donna Garzoli waren von ihrem Leidenswege zur Madonna von San Felice heimgekehrt und begaben sich, von Gemütsbewegung erschöpft, sogleich in ihre Behausung. Wilibald lag unter dem Johannisbrotbaum und fühlte wieder einmal tief erschüttert den litterarhistorischen Moment: er hatte seine Dichtung vollendet!

Die neue Circe und der neue Odysseus: Maja und Wilibald, hatten, „als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg," den Zaubertrunk: den Giftpokal, miteinander geleert und waren darauf ins Brautbett, in die Meereswogen, gesunken. Gerade ging die Sonne auf.

Auch Wilibald hätte aufschreien mögen: Sie sind tot!

Mit von allen obligaten Empfindungen des Augenblicks durchwühlter Seele und thränenschwerem Blick schaute er auf das Meer hinaus, dessen Abgrund die beiden ewig Vereinten soeben aufgenommen. Er dachte daran, wie in künftigen Zeiten neuvermählte, Italien bereisende glückliche Gatten pilgernd zum Circekap

ziehen würden, statt des Bädeker und Homer in der Hand die „Neue Circe", Dichtung von Wilibald Stein in zwölf Gesängen mit einem Prolog und Epilog. Fünfzigste Auflage. Illustrirte Prachtausgabe in Taschenformat mit einem Bilde und einem Faksimile des Dichters. Druck auf Velinpapier.

Der Johannisbrotbaum grünte noch immer, und unter ihm lasen und weinten die Neuvermählten. Dann erhoben sie sich, stumm und bleich, schlossen sich in die Arme und durchwandelten Hand in Hand den Rosengarten und die epheuumrankten Ruinen des Fischerhauses. Sie erstiegen den Felsen, betraten den Zauberhain und die Grotte; hier flüsterte er „Maja!" hier hauchte sie: „Wilibald Stein!"

In der Ilm hat sich ein unglückliches adeliges Fräulein ertränkt mit dem „Werther" auf der Brust — warum sollte sich nicht ein unglückliches bürgerliches Liebespaar — Wilibald war Demokrat — mit der „Neuen Circe" auf dem Herzen vom Gipfel des Circekaps herab in das Tyrrhenische Meer stürzen?

Warum nicht? — Der Dichter sah es auch nicht ein.

In solcher Stimmung gewahrte er — gegen abend war's — eine kleine Flotte bei Paolo landen. Einer der Nachen war ganz mit Frauen beladen, darunter

eine umfangreiche leuchtende Gestalt, von den Weibern umringt wie eine Königin von ihrem Gefolge. In einem anderen Boot befand sich ein würdiger Priester mit Männern ratsherrlichen Ansehens. Ein drittes und viertes Fahrzeug war von dem „Volk“ besetzt.

Don und Donna Garzoli stürzten aus dem Hause. Alle stiegen ans Land. Eine wilde Debatte entstand am Ufer. Wilibald sah ausgestreckte Arme sich leidenschaftlich bewegen, hörte wirre Stimmen. Doch was war das? Donna Cajeta deutete nach dem Johannisbrotbaum hinüber — nach demselben Baum, unter dem er ruhte.

Und der ganze Schwarm drängte zu ihm hin.

Hatte sich in San Felice bereits das Gerücht verbreitet, daß hier ein Werk gedichtet worden, welches dem Circekap eine doppelte Unsterblichkeit sicherte?

Von dem glühenden Lokalpatriotismus, der entzückenden Kindlichkeit dieser Naturmenschen und ihrer Gentilezza den Fremden gegenüber waren so viele rührende und poetische Züge überliefert, daß eine Huldigung des Volkes von San Felice, dem fremden Dichter dargebracht, durchaus nicht zu den Unwahrscheinlichkeiten gehörte. Die Gegenwart so vieler edler Frauen schien den schönen Akt sicher zu machen. Wilibald überlief es.

Sie kamen näher und näher, in ernster, schweigender, feierlicher Sammlung. Die leuchtende Frauengestalt schritt ihren Genossinnen voraus, der ehrwürdige Priester den Männern. Das Volk „drängte“ nach, wie es in Dramen bei Volksscenen Sitte ist. Unter der Menge schüchtern versteckt gewahrte Wilibald seinen redlichen Wirt, seine wackere Wirtin. Es freute ihn, daß diese guten Menschen Zeugen seines Triumphes sein sollten.

Daß der Freund hier wäre!

Ach, und sie!

Kein Zweifel: es war eine Deputation.

Ihre Anrede erwartend, erhob er sich. — Der hochehrwürdige Priester führte das Wort. Horch, er sprach.

„Junger Mann, seid Ihr Don Wilibald?“

Wilibald rang nach Fassung.

„Junger Mensch, bekennt Ihr Euch dazu, Don Wilibald zu heißen?“ fragte der edle Greis, der für die Empfindungen eines Poeten, welcher eine Deputation empfängt, kein Verständnis zu haben schien, diesen zum zweitenmal in strengem Ton.

Aber was bedeutete das? Erst jetzt sah Wilibald die düstere, fast drohende Haltung der Menge, das inquisitorische Aussehen des Geistlichen, die entschlosse-

nen Mienen seines Gefolges, die funkelnden Augen der Dame in Weiß, die haßsprühenden Blicke ihres Hofstaates, die höhnischen Grimassen des „Volkes".

In Wilibalds Hirn verwirrten sich die Begriffe. Kaum daß er noch zu denken vermochte: Sie halten mich für einen Spion. Ha! Oder ist es mein antikes Heidentum? Vielleicht werfen sie mich ins Meer. Diesem fanatischen Volk ist alles zuzutrauen. Sollte ich hier also wirklich sterben müssen? Welch ein Schicksal!

Er war etwas erblaßt — nur etwas.

Mit Haltung erwiderte er dem Priester:

„Ich bin der, den Ihr sucht."

Nur der Held eines fünfaktigen Trauerspiels in Jamben konnte so reden (dritter Akt, letzte Scene).

Seine edle Sprache, seine stolze Ruhe machten sichtlich Eindruck auf die Meute. Der Priester — natürlich! Ein Priester mußte es sein. O Pfaffe! Pfaffe! — schien zu schwanken, die Dame in Weiß, die er sofort als seine Todfeindin erkannte, wild auffahren zu wollen.

Wilibald begann wieder zu hoffen. Er würde eine Rede halten, er würde die Menge von seiner Unschuld überzeugen, dieselbe hinreißen. Seine Feinde würden knirschen, das von einem Priester und einem Weibe

irregeleitete Volk der Circesen ihm dennoch einen Triumphzug bereiten.

Er besann sich in aller Eile auf einige circeisch-volkstümliche Ausdrücke für Begriffe wie: Völkerrecht, Bund der Seelen, Sympathie der Nationen! — für Ausrufe wie: Ich bin unschuldig, Volk! Ich bin ein Dichter, der auf der Menschheit Höhen wandelt! Ihr würdet in mir nur den Menschen ans Kreuz schlagen können!

Da vernahm er wiederum die Stimme des Priesters:

„Wenn Ihr Don Wilibald seid, so kennt Ihr gewiß ein Mädchen — eine Jungfrau —“

„Maja!“ schrie Wilibald auf. Vor seinen Augen begann es zu flimmern, zu dunkeln, kaum, daß er sich vorzustellen vermochte: Sie ist tot! sie hat sich das Leben genommen: von einer Klippe ins Meer herabgestürzt — ohne mich! Es ist gekommen, wie ich's gedichtet — aber ohne mich! Die Wellen spülten ihren zerschellten Leichnam ans Ufer. — Sie hat sich zur Feier ihres Todes mit meinem Geschmeide geschmückt. Ich bin ihr Mörder: — Wie soll ich nach dieser Stunde das Leben weiter ertragen? Wie soll ich?! Allein durch meinen Genius. — Ich bin der Welt schuldig, leben zu bleiben. O, ich Unglückseliger!

Wilibald taumelte. Zwei der Honoratioren faßten ihn — sie hatten geglaubt, er wolle auskneifen. — Die Weiber umringten ihn, die Dame in Weiß sah ihn mit einem fürchterlichen Blicke an.

Dann wiederum die Stimme des Priesters, dumpf, feierlich, fürchterlich:

„Ihr habt dem Mädchen ein Heiratsversprechen gemacht. Versucht nicht, zu leugnen; der Goldschmuck bezeugt's.“

Wilibald starrte wild um sich; kaum, daß er zu murmeln vermochte:

„Kuppler! — Ha!“

Er wollte sich losreißen, doch man hielt ihn fest. Die Weiber und die Person in der Nachtjacke begannen zu schreien und zu heulen.

„Ihr gesteht also?“

„Daß ich von Sinnen sei?! Laßt mich los! Ich durchschaue euch — ich verachte euch!“

Sie ließen ihn weder los, noch brachen sie unter der Gewalt seiner Verachtung zusammen.

„Wollt Ihr sie heiraten, Signore? Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht?“

„Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht?“ heulte der ganze Chor der Megären dem Priester nach, heulte das Volk, diese Rotte Korah.

Wilibald schrie:

„Ob ich sie heiraten will? Dieses Geschöpf, das ich als Göttin angebetet habe?! — Nein! Nein! Und zum drittenmal nein!“

Welch ein Aufstand! Die Honoratioren mußten ihn vor den Weibern schützen, Don Sebastiano Spagnuolo mußte mit seiner Sonntagsstimme Ruhe gebieten. Aber sie hörten nicht auf ihn, sie tobten wild durcheinander. Donna Cajeta wollte durchaus ihre Nägel an ihrem Gast gebrauchen, Don Elynoro suchte an seinem ganzen Leibe nach einem Dolch.

Endlich gelang es Don Spagnuolo und den vereinten moralischen Kräften der Honoratioren, Ruhe zu schaffen. Des Kanonikus Antlitz glühte in erhabenem, sittlichem Zorn.

„Ihr wollt sie nicht heiraten? Was wollt Ihr dann?“

„Euch alle samt und sonders für Spitzbuben erklären,“ rief Wilibald außer sich, „für ein völlig entartetes Volk! Einen Dichter so zu behandeln, einen Dichter —“

Er fühlte an ihrer Statt die unauslöschliche Schmach, mit der sie sich in dieser Stunde bedeckten; er schämte sich für sie. Einen Moment dachte er daran — aber es war nur ein Moment —, dem

entarteten Volk aus seinem göttlichen Gedicht vorzulesen und es mittels dieses erhabenen Epos auf die Höhe menschlichen Daseins zu bringen, außerdem durch das Gedicht konstatirend, wie rein seine Absichten gewesen — in der That rein dichterische. Selbst in der improvisierten, höchst mangelhaften Übersetzung hätten seine Verse gewaltig wirken müssen. Aber der Moment ging vorüber: er fühlte, daß er sie zu sehr verachtete, um sie die Stimme eines deutschen Dichters hören zu lassen.

„Ich gebiete euch zum letztenmal: Geht und verlaßt mich!"

„Laßt ihn los, meine Freunde," ermahnte Don Sebastiano Spagnuolo die Honoratioren. „Überlaßt ihn mir, Signore," bat er Donna Carminella und ihren Hofstaat. „Augenblicklich schert euch fort!" fuhr er das Volk an. Und zu allen sagte er: „Ich habe mit diesem Herrn, der fremd bei uns ist und unsere Sitten nicht kennt, zu reden." Dabei blinkte er Wilibald vertraulich zu.

Es dauerte eine Weile, bis Donna Carminella in dieser öffentlichen Situation ihrem geistlichen Gebieter weichen wollte. Da seinerseits Gewalt nichts gefruchtet hätte, mußte Güte angewendet werden.

Währenddessen lehnte Wilibald an dem Stamm

des Johannisbrotbaums, mit verschränkten Armen, stolzem Blick, verächtlichem Lächeln. Plötzlich tauchte dicht neben ihm, halb durch die Zweige verdeckt, das zottige Haupt Don Garzolis auf, dieses modernen Philemon. Der biedere Schiffer grinste seinen Gast faunisch an und flüsterte unter lebhaftestem Gebärdenspiel, scheu nach dem Kanonikus hinschielend, ihm zu:

„Gebt ihm ja nur die Hälfte!"

Nach diesen geheimnisvollen Worten und vielen mystischen Zeichen und Grimassen, die Warnung und Ermutigung, Besorgnis und Angst, Vertrauen und Stillschweigen ausdrücken sollten, verschwand er wieder. Priester und Poet waren allein.

Was die beiden an diesem Abend unter dem Johannisbrotbaum von Paolo miteinander besprachen und verhandelten, hat später das ganze gebildete Deutschland erfahren. Es erschien davon sogar eine holländische Übersetzung, und Wilibalds Verleger reichte wegen „unbefugter Aneignung fremden geistigen Eigenthums" eine Klage ein. Der Inhalt des Gesprächs zwischen Poet und Priester — es sei hier kurz und bündig mit einem Worte gesagt — war: Geld, schnödes, gemeines Geld!

Wie Wilibald dabei von „schmerzlichem Ekel" ergriffen wurde, wie ihm plötzlich die Schuppen von

den Augen fielen, steht meisterhaft geschildert in einer seiner famosen italienischen Dorfgeschichten zu lesen, deren „gesunder deutscher Realismus“, wie ein begeisterter Recensent sich äußerte, wahrhaft klassisch und zugleich als die einzig richtige Ausdrucksweise für jenes, samt seinem Volke so sinnlos verherrlichte Italien zu bezeichnen sei.

Zum Glück für die Bewahrung seiner Haltung verfügte der Poet über „Mittel“. Er zahlte also! Nicht die Hälfte, wie jener Schuft ihm zugemutet, sondern das Ganze. Infolgedessen erlebte er die stolze Genugthuung, dem „entarteten“ Volke auf das höchste zu imponiren. Sämtliche Honoratioren versicherten ihn beim Abschied ihrer unbegrenzten Hochachtung, Don Sebastiano Spagnuolo lächelte mit väterlichem Wohlwollen auf ihn herab, Donna Carminella sandte hinter dem Schutz ihres Riesenfächers hervor einige flammende Blicke zu ihm hinüber, der Hofstaat war eitel Bewunderung seiner goldenen Tugenden, das Volk bettelte ihn an.

Als die Komödie aus war, kam das Nachspiel; es kam, als Wilibald seine Sachen zusammenpackte: den letzten Rest seines Insektenpulvers nebst seiner vollendeten Dichtung. Er wollte fort, umgehend, augenblicklich fort, trotz des Einbruchs der Nacht,

trotz der Klippen und des Meeres. Aber vorher sollte er noch einmal zahlen: Philemon und Baucis, seinen redlichen Wirten. Winselnd hingen sich beide an ihn: sie würden von dem Priester keinen Centesimo bekommen; er solle ihnen wenigstens etwas geben: hundert Scudi, zwanzig, zehn —

Wilibald dividierte die Zehn mit der Neun. Neun in zehn geht einmal und eins bleibt übrig. Die übrigbleibende Eins schenkte er ihnen. Sie warfen sie ihm vor die Füße; als er sie jedoch wieder aufnehmen wollte, stürzten beide zugleich darüber her.

* *
*

— Die Freunde sind dort bei
der Kirke.
— — — — — — — — — — — — —
Willst du, sie zu erlösen, dahingehn?
Kehrst du von dannen zurück; nein, du
auch bleibst, wo die andern.
Aber wohlan, dir schaff ich des Wehs
Abwehr und Errettung.
Da nimm dies Heilmittel und geh zum
Palast der Kirke,
Sicher, daß deinem Haupt den Unglücks-
tag es entfernet.

Fritz fühlte sich matt und fiebernd. Trotzdem erkletterte er, beinah ohne auszuruhen, den Fels. Er mußte mit Maja reden.

Aber was?

Sie hatte seiner gedacht, für ihn den Heiltrank gekocht, war seinethalb besorgt gewesen — zärtlich besorgt — und dann ließ sie sich von dem „anderen“ nicht nur einen Goldschmuck schenken, sondern wollte diesen anderen sogar heiraten, obgleich der sie gar nicht mochte: aus Geldgier!

Welche Korruption!

Aber was ging ihn dieses entartete Volk an?!

Er hatte sie Donna Carminella und Camillo gegenüber leidenschaftlich verteidigt, sich sogar von seiner Leidenschaft jenem „widerwärtigen Weibsbild und diesem charakterlosen Menschen“ gegenüber hinreißen lassen — er, der ruhige, ernsthafte, gründliche Gelehrte und systematische Forscher. Unbegreiflich! Es rührte indessen alles vom Fieber her, das wahrscheinlich schon seit langem in ihm steckte, schon seit seiner Ankunft in Paolo: denn selbst Archäologen durchwandern nicht ungestraft die römischen Sümpfe. Und das Fieber nahm immer mehr einen typhösen Charakter an; bereits phantasirte er zuweilen. Ganz abgesehen von dem Spuk, den die römischen Elegien mit ihm trieben, sah er jetzt manchmal am hellen, lichten Tage zwei große dunkle Augen ihn unverwandt lange, lange anschauen — Augen, in die er tief hineinschaute und

die ebenso tief in die seinen blickten, mit einem Aufleuchten, einem Glanz, einer Seele. — Doch wer kann das sagen? Ein junger, strebsamer Gelehrter, Enträtseler großer wissenschaftlicher Probleme, zukünftiger Professor der Archäologie Fritz Schulz gewiß nicht.

Jedes Wort, das er mit ihr gesprochen, war ihm erinnerlich geblieben. Und wie deutlich er sie noch immer singen hörte! Nachts konnte er oft vor ihrem Gesang gar nicht einschlafen. Es war auch eine gar zu zauberische Stimme, obgleich sie eigentlich durchaus nicht besonders wohllautend klang. Aber so wild, so wild! (Was er wohl mit Wildheit zu schaffen hatte?!) Und ihr Gesicht! Man konnte es durchaus nicht besonders schön nennen, zuerst war es ihm sogar unschön erschienen. Doch als sie ihr Haar schüttelte, als die Sonne sie beschien, als vor ihrer Brust plötzlich ihr Gewand aufsprang — ihr Götter Roms und Griechenlands, welch ein lüsterner Faun, welch ein Wüstling war auf dem homerischen Circekap aus ihm geworden!

Da kam ihm ein entsetzlicher Gedanke: Es würde doch nicht etwa am Lokal liegen, nicht eine ewig fortwirkende erotische Eigenschaft des Minerals von Circeo sein, daß auf diesem Felsen jeder weit hergereiste Mann, gänzlich seiner getreuen Penelope vergessend,

von heimlicher qualvoller Sehnsucht ergriffen ward nach irgend einer braunen Circe?

Welcher unwiderlegliche Beweis gegen seinen Beweis!

Am hellen, lichten Tage konnte er mit solchen unwürdigen Empfindungen, mit solchen Fieberphantasien schließlich fertig werden, denn schließlich blieb er doch immer Fritz Schulz. Trieb der Teufel sein Spiel zu arg mit ihm, so rief er seinen guten Engel an und schrieb sein: F. M. — sein Apage Satanas hin. Er ließ jene beiden Buchstaben auf dem Papier sich zärtlich verschlingen und dort unlöslich einander festhalten; bereits waren ganze Bogen seines kostbaren Circe-Manuskriptes mit den Initialen von Fritz und Minchen bemalt. Das konnten die Dämonen nicht vertragen, das bannte sie.

Beharrlicher waren sie nachts, wo sie ihn, wie konstatirt werden muß, von jungen Bacchantinnen träumen ließen. Trotzdem ein solcher Traum streng archäologischer Natur war, konnte sich ein junger Gelehrter, der ein Minchen Müller im Herzen trug, unmöglich damit befassen.

Und nun wollte er einmal ein ernstes Wort mit ihr reden. Er wollte sie fragen, ob es sich für ein anständiges Mädchen, das sie doch hoffentlich sei, schicke, dem einen Arzenei zu brauen und den anderen hei-

raten zu wollen? Wenn er ihr dann scharf ins Gewissen geredet und ihr seine unumwundene Ansicht gesagt, hatte er seine Pflicht gethan. Er konnte dann fortgehen und sogleich abreisen. Nichts hinderte ihn daran, denn nichts veranlaßte ihn dann zum Bleiben. Seine Arbeit war fast so gut wie beendet! Zum Überfluß konnte er heute die Gelegenheit benutzen und in der Grotte die griechische Inschrift entziffern. Etwas Neues, ein bedeutsames Argument mehr für seine Aufstellung würde sie ihm unmöglich bringen können; sein Werk war abgeschlossen.

Kurz vor Sonnenuntergang langte er droben an. Wie an jenem ersten, so hatte er sich auch an diesem letzten Tage seines Aufenthaltes auf Circeo kaum einen Blick rings umher gestattet. Durch das Felsenthor betrat er Majas Zauberreich. Die Wände glühten im Abendrot, ein rosenfarbener Schimmer füllte den Grund, die Gipfel standen in Glanz getaucht, jede Blume leuchtete.

Noch sangen und zwitscherten die Vögel; aber schon ließen sich einige Nachtfalter sehen und das Bächlein schien mit lauterem Rauschen durch die Büsche zu fließen.

Von Maja war nichts zu erblicken. Ihre Ziegen weideten im Grase oder lagerten ruhend auf den

Klippen. Auf einem Felsen ausgestreckt, sang der Knabe ein schwermütiges Ritornell, darauf er keine Antwort erhielt.

Auch in der Grotte fand er sie nicht. Desto besser! So konnte er sich ungestört an die Entzifferung der Inschrift begeben.

Die Grotte füllte bereits tiefe Dämmerung. Das Lämpchen vor dem Madonnenbild leuchtete wie in der Krypta eines Domes. Gleich einem goldigen Vorhang legte sich der Abendhimmel vor den Eingang, und die Wände der hohen Felsenhalle schienen wie zu einem Fest geschmückt. Aber Fritz sah nichts davon.

Auf dem Altar stand die dreiarmige Lampe. Fritz zündete sie an. Wohl eine halbe Stunde lang beleuchtete er knieend die Inschrift.

Als er sich endlich erhob, sah er noch bleicher aus als vorher. Die Inschrift, ergänzt, lautete:

Den göttlichen Manen der prangenden Tochter des Sol
Stiftet diesen Altar in ihrem Tempel auf dem Vorgebirge
Circeo
Octavius Mamilius,
Der Himmlischen irdischer Enkel
aus Tusculum,
Der Stadt des Telegonus,
Sohn des Odysseus und der Circe.

Seine ganze Arbeit war umsonst gethan, und doch — er wunderte sich selbst darüber — schmerzte es ihn nicht.

— — — — — — — — — — — — — —

Da kam Maja.

Wie eine Erscheinung stand sie plötzlich mitten im Eingang, sich in scharfer Silhouette von dem violetten Abendhimmel abhebend.

Sie sah Fritz am Stein stehen, blickte, ohne sich zu regen, zu ihm hinüber, ging dann langsam auf ihn zu.

„Ich erwartete Euch schon seit einigen Tagen," sagte sie ruhig. „Habt Ihr erst heute von meinem Trank getrunken?"

Fritz wußte nicht, was er auf diese sonderbaren Worte erwidern sollte. Auch mußte er sie anschauen, wie sie bei der rötlichen Beleuchtung der Öllampe vor ihm stand. Sie schien ihm größer geworden zu sein — schöner. Und wie sie ihn ansah! Mit einem Blick so strahlend, so heiß, daß er dem jungen Manne ins Herz drang wie ein glühender Pfeil. Seine Glieder wurden auf einmal schwer, ein Schauer durchrieselte ihn, er holte tief Athem.

Kein Auge von ihm abwendend, sagte Maja:

„Warum bliebt Ihr so lange fort? Jeden Tag

wartete ich auf Euch, Ihr aber kamet nicht. Ihr waret wohl böse auf mich?"

„Warum hätte ich böse auf dich sein sollen?" brachte Fritz mühsam hervor, über sein vertrauliches Du tödlich erschreckend, während er sie doch schon bei ihrem ersten Gespräch so genannt hatte.

Maja erwiderte:

„Ihr wißt es ja; Ihr wißt alles. Ihr seid so klug — so klug und so gut! Freilich zuerst gefielet Ihr mir gar nicht." (Fritz seufzte tief auf.) „Ich glaubte, daß Ihr den bösen Blick hättet" (Fritz fuhr zusammen) „und lief gleich nach dem Büffelhorn." (Fritz starrte wild um sich.) „Als Ihr dann aber die häßlichen Gläser abnahmet" (Fritz that es sofort) „und zu mir an den Webstuhl tratet" (Fritz pochte das Herz, daß es ihm fast den Atem benahm) „und mich ansahet" (Fritz erbebte) „da — da —"

Sie stockte, sie verstummte, sie sah ihn unverwandt an. Fritz wollte alle seine Gedanken auf Minchen Müller richten, aber seine Gedanken wollten nicht. Er mußte an Maja denken: an nichts als an Maja.

Nach einer Weile begann sie von neuem:

„Aber Ihr kamet nicht. Statt Eurer kam Euer Freund. Er hat mir seinen Namen genannt, ich habe ihn jedoch gleich wieder vergessen. Euren weiß ich:

Ihr heißt Federigo.“ (Fritz sah ganz verdutzt drein, daß Fritz Federigo heißen und so klingen könne!) „Früher glaubte ich, daß ich Camillo gut sei.“ (Fritz fühlte, daß er hassen könne.) „Auch nachher versuchte ich mir's einzureden; deshalb steckte ich mir die Rose an.“ (Fritz begann auch die Rosen zu hassen.) „Dann kamen seine Eltern herauf und erzählten mir das von der Angiolina auf Capri. Ich wußte gleich, weshalb. Wenn Ihr gekommen wäret, hätte ich nicht daran gedacht, aber Ihr kamet nicht. Was sollte ich da wohl anderes thun?“ (Fritz verstand kein Wort.) „Und als ich unter der Pinie eingeschlafen war und Camillo mich —“

Sie schwieg und sah fort.

Fritz dachte: Da hat der Mensch sie im Schlafe geküßt! und fühlte in seiner Brust eine Hölle erwachen. Aber warum sagte sie — warum gestand sie ihm nichts von dem Schmuck?!

Maja sprach weiter: „Aber Ihr kamet noch immer nicht!“ (Fritz murmelte: Ich Elender!) „In der ersten Zeit mochte ich nichts thun und nichts denken. Plötzlich hörte ich, daß Ihr von Paolo fort wäret. Da bat ich denn die Madonna und alle Heiligen, daß sie Euch wieder zurückschicken möchten.“ (Fritz dachte: Um meinetwillen hat sie gebetet, der Engel!) „Als

sie es nicht thaten, ward ich böse auf sie und schalt sie, und Ihr waret doch schon längst wieder in San Felice. Aber die alte fette Donna stellte Euch nach, und Ihr hattet das Fieber." (Fritz konnte schon längst gar nichts mehr denken.) „Da braute ich denn den Trank und that die Wurzel hinein, daß Ihr zu mir kommen mußtet, und jetzt — jetzt seid Ihr da!"

Das Glück verklärte sie, ein reizendes Lächeln erschien auf ihren Lippen. Sie glich einem Kinde, das endlich ein lang begehrtes Spielzeug erhalten, darum es viele Thränen vergossen. Fritz fühlte dumpf, daß er nicht länger für sich einstehen könne.

Maja fiel etwas ein; sie erschrak.

„Ihr habt das Fieber, und ich lasse Euch dastehen und schwatze. Ihr werdet müde sein und Hunger haben, und ich denke an nichts. Schnell setzt Euch!" (Fritz gehorchte mechanisch.) „Wartet, gleich bringe ich Euch zu essen und zu trinken!"

Sie lief geschäftig hin und her und holte getrocknete Feigen und kalten Maiskuchen. Auch die campanische Vase setzte sie wieder vor ihn hin; diesmal jedoch voller Wein, den sie schon seit Wochen für ihn bereit hielt. Dabei plauderte sie in einem fort.

„Der Krug gefällt Euch; Ihr saht ihn damals immer an. Camillo sollte ihn Euch längst hinunter-

bringen. Nehmt ihn ja heute mit. — Die frischen Mandeln und der Honig schmeckten Euch damals; Ihr aßet alles auf. Übers Jahr sollt Ihr wieder frische Mandeln haben und Honig schon im Herbst, so viel Ihr wollt. Aber so eßt doch!“

Fritz aß.

Sie stellte sich zu ihm und sah ihm ernsthaft zu. Auf einmal fühlte sie sich von zwei Armen umschlungen.

Da glitt sie am Altar nieder, ihm vor die Füße.

„Mein Federigo!“

Der schluchzte, der jubelte auf! Der riß sie zu sich empor, der küßte sie — küßte sie leidenschaftlich, wild, unersättlich.

Der flackernde Schein der Lampe fiel auf die beiden Gesichter, welche wie die zweier Verzückten zueinander aufgehoben waren. Sie sahen sich an, indem sie sich küßten.

In diesem Augenblick glitt eine dunkle Gestalt in die Grotte und wollte sich auf Fritz stürzen. Aber Maja warf sich über ihn und empfing, ihn mit ihrem Leibe deckend, den Stoß, der sie tief und heftig in die Schulter traf. Trotzdem ließ sie den Geliebten nicht los.

Fritz fühlte, wie es ihn heiß überströmte, und

dachte nicht anders, als daß er selbst verwundet sei. Fest umschlang er Maja, um wenigstens sie vor dem Rasenden zu schützen. Aber Camillo wußte, wen er getroffen. Er stand wie gelähmt.

Diesen Augenblick benutzte das Mädchen; sie entwand sich Fritz, trat dicht vor Camillo hin, raunte ihm zu:

„Er ist mein Geliebter; hast du verstanden: mein Geliebter. Ich liebe ihn! liebe ihn! liebe ihn! Geh!"

Er wollte etwas sagen, wollte Widerstand leisten, sich von neuem auf Fritz stürzen — da sah er von ihrem Arm das Blut herabfließen; da ging er mit einem letzten Blick voll tödlichen Hasses auf Fritz.

Maja wußte, daß er sich in den Klippen verbergen, daß er dem Geliebten auflauern, sich aus dem Hinterhalt auf ihn stürzen, daß er ihn töten werde.

Sie ging zur Truhe und warf sich ein großes rotes Tuch über die verwundete Schulter. Dann kam sie zurück und löschte die Lampe.

— — — — — — — — — — — — — —

Majas dreimaliges wildes bacchantisches: Ich liebe ihn! hatte Fritz plötzlich zur Besinnung gebracht; er liebte sie nicht. Und nun mußte er ihr das sagen.

Von seiner Verwundung fühlte er nicht den geringsten Schmerz, und wenn auch — er mußte zuerst mit ihr sprechen.

Gut, daß sie das Licht ausgelöscht. Wenn er ihr dabei hätte in die Augen sehen müssen, in diese wundersamen, liebestrahlenden Augen — die Schwere seines Vergehens hätte ihn vollends niederdrücken, sein schuldvoller Anblick ihn in ihren Augen vollends hassenswert und verächtlich machen müssen.

Er kam sich vor wie ein für immer Entehrter, wie ein Nichtswürdiger, ärger als ein Mörder. Daß Camillos Dolch nicht seine Brust getroffen!

Maja stand am Eingang und lauschte angstvoll hinaus; sie durfte ihn diese Nacht nicht fortlassen. Da rief er sie:

„Maja!"

„Ich komme."

„Bleibe, wo du bist, und höre mich ruhig an. Willst du?"

Sie sagte nichts, blieb aber regungslos stehen. Fritz fühlte, wie ihre Augen auf ihn gerichtet waren. Es kam ihm unmöglich vor, es ihr zu sagen; es ihr jetzt zu sagen.

Aber er liebte sie wirklich nicht. Da half keine Selbstlüge. Ein anderer hätte in diesem Augenblick

sein Gefühl für das schöne Mädchen Liebe genannt: dieses Gefühl war ja so heiß, so leidenschaftlich, so verzehrend! Doch Fritz konnte auch in diesem Augenblick nicht sich selbst untreu werden: Leidenschaft war's, sinnlose, unsittliche, verbrecherische Leidenschaft! Er mußte reden.

„Maja, ich kann dein Geliebter nicht werden."

Sie antwortete nicht; was hätte sie ihm auch antworten sollen? Er hatte ja ihren Liebeszauber getrunken, war zu ihr gekommen, hatte sie geküßt; alles war so eingetroffen, wie es eintreffen mußte. Er war ja bereits ihr Geliebter.

Fritz fuhr fort:

„In dem Lande, wo ich zu Hause bin, Maja, lebt ein Mädchen, das ich seit vielen Jahren im Herzen trage — das ich liebe, Maja, und dem ich diese Nacht untreu geworden bin, Maja — um dich! Du wirst nun gewiß einsehen, daß ich dein Geliebter unmöglich sein darf."

Sie sah es sofort ein: wenn er bereits eine Geliebte hatte, so war ihr Liebeszauber unwirksam. Weshalb war er aber dann zu ihr gekommen, weshalb aber hatte er sie dann geküßt?!

Wenn sie jetzt einen Laut gethan, nur einen schmerzlichen Seufzer; wenn sie ihm jetzt näher ge-

treten wäre, so daß er ihr erblaßtes Gesicht, ihre zuckenden Lippen hätte gewahren müssen — ihr Liebeszauber würde unfehlbar gewirkt haben; als Gift vielleicht, aber gewirkt hätte er.

Doch sie blieb stumm und regte sich nicht, fühllos gegen den Schmerz ihrer Wunde. Das Blut rann an ihrem schlaff herabhängenden Arm herunter, am Boden eine Lache bildend.

Fritz sprach weiter:

„Du wirst mich hassen, du wirst mich verachten — ich hasse und verachte mich selbst. Denn ich habe dir ein großes Leid, ein schweres Unrecht zugefügt — ein Leid, das ich nicht wieder gut machen, ein Unrecht, das ich nicht sühnen kann. Du wirst sehr unglücklich sein; das wirst du, meine liebe, arme, arme Maja! Und — Gott! Gott! und ich kann dir nicht helfen.“

Seine Stimme brach, er schluchzte laut auf. Er wollte zu ihr hin, er wollte sich vor ihr niederwerfen, er wollte — ach, er wußte nicht was!

Seine Gedanken verwirrten sich, ein dumpfer Druck wälzte sich immer stärker und drückender auf ihn, er fühlte einen Schmerz, eine Angst, zugleich eine Leere und Öde — die Welt schien ihm nicht mehr die Welt, das Leben nicht mehr das Leben zu sein. Ihm grauste vor dem Dasein.

„Maja! Maja!“ schrie er, da sie regungslos blieb.

Jetzt sagte sie das erste Wort, vollkommen ruhig und leidenschaftslos:

„Geht!“

Und sie trat langsam vom Eingang zurück. Schwankend kam Fritz einige Schritte vor.

„Gehen soll ich? — Lebe wohl! — Du hast nicht meinen Mund, du hast mein Herz geküßt. Dein Kuß wird in meinem Herzen brennen, und jede Thräne, die du um meinetwillen weinen wirst, wird in mein Herz fallen als ein glühender Tropfen, der mein Leben verzehrt — meines und das einer anderen, die ein besseres Schicksal verdient hätte. Ich bitte dich nicht, mir zu verzeihen — denn das kannst du nicht. Ein einziger Blick, ein einziger Händedruck, ein einziger Kuß war hier schon eine Schuld, ein Verbrechen. Nein, vergieb mir nicht! Nur um eines bitte ich dich: Wenn du grollend und hassend an mich zurückdenkst, so denke auch immer daran, daß alle, alle Schuld mein ist, daß du selbst nichts zu bereuen hast. — Maja, mein armes, liebes Mädchen, lebe wohl!“

Er ging an ihr vorüber, wobei er die Augen schloß, und schwankte hinaus.

— — — — — — — — — — — — — —

Er war bereits eine ziemliche Strecke von der Grotte entfernt, als er sie rufen hörte:

„Signore!"

Fast hätte er einen Schrei ausgestoßen, fast wäre er zusammengestürzt. Es bedurfte des letzten Restes seiner Kraft und Selbstbeherrschung, um sich nicht vom Fleck zu rühren. Da sah er sie schnell auf sich zukommen. Halb bewußtlos sank er gegen den Stamm einer Pinie. Er schrieb seine plötzliche Schwäche dem Blutverlust durch seine Wunde zu, der gewiß sehr stark war. Mühsam richtete er sich auf und trat ihr einige Schritte entgegen.

„Kommt!" sagte Maja kurz und herb.

„Wohin?"

„Ich muß nach San Felice hinunter. Wir haben also beide denselben Weg."

„In der Nacht?" stammelte Fritz.

„Dort geht der Mond auf."

Sie deutete auf die Berge des Golfes von Gaeta. Fritz in seiner leidenschaftlichen Erregung erschrak: wie ein großes, feuriges Auge schlug es sich plötzlich vor ihm am dunklen Himmel auf. Der leuchtende Himmelsblick fiel auf das nächtliche Meer, das zu schimmern und zu strahlen begann.

Jetzt würde er auch noch einmal ihr Gesicht sehen können.

Aber sie schritt, ohne ihn anzublicken, rasch an ihm vorbei, ihm voraus. Was hätte er anders thun sollen, als schweigend ihr folgen? Es war ganz überflüssig, zu sagen:

„Wenn Ihr wirklich nach San Felice hinunter müßt, so —"

„Ich muß hinunter."

Sie setzte ihren Weg fort, scheinbar ohne sich um ihn zu kümmern. Ihr Tuch hüllte sie ganz ein. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen, als ob sie über den Weg unschlüssig sei. Dann spähte sie scharf um sich, jeden Schatten beachtend, auf jedes Geräusch lauschend. Wo dichtes Buschwerk stand, verzögerte sie ihren Schritt, bis Fritz dicht hinter ihr war. Wenn es sich im Laube rührte, rief sie die Namen ihrer Ziegen, als befürchte sie, daß sich einige Tiere verirrt hätten, und als beide tiefer in das Felsengewirr gerieten, fing das seltsame Geschöpf gar zu singen an:

Mörder, feiger Mörder,
Im dunklen Hinterhalt;
Ei, kommst du angeschlichen
Wohl durch den finstern Wald?

Mörder, feiger Mörder,
Versteckt dort hinterm Stein,
Ich seh die Büchse funkeln
Im hellen Mondenschein.

Mörder, feiger Mörder,
Das hast du nicht gewußt,
Daß du den Dolch auch stießest
In meine eigne Brust.

Fritz verstand von diesem Gesang kein Wort. Er wußte nicht, was er von dem Mädchen denken sollte, das sang, während ihr das Herz brach. Aber schließlich gehörte auch Majas Gesang zu dem tiefen schweren Traum, daraus er nicht aufzuwachen hoffte. Unterdessen stieg der Mond schnell höher, wurde blasser und kleiner, während ihm immer mehr Glanz entfloß, die sanften Lichtwellen das ganze Firmament überfluteten, bis Land und Meer, Himmel und Erde leuchteten.

Matt flimmerten durch den lichten Dunst die Sterne und die Linien des Gebirges. Ein großer, ruhiger, festlicher Schimmer lag auf der See. Der Strand mit seinem Wogenschlag glich einem breiten Strahlengürtel.

Dann und wann stieg eine hohe, glänzende Welle auf, als sollte die Göttin wiedergeboren werden, du, o Venus Anadyomene!

Es war, als ob die Klippen selbst leuchteten, als ob die beiden Wandrer durch Silberminen schritten. Die Blumen hatten glanzvolle Hüllen übergeworfen; in den Kelchen blitzte der Tau.

Das erhabene Schweigen der Nacht wurde von der feierlichen Musik des Meeres durchrauscht.

Fritz gewahrte von der unirdischen Schönheit dieser Mondscheinnacht nur Majas lichtumflossene Gestalt. Sie schien immer tiefer in den Glanz hineinzuschreiten, auf ihrem Haupt der Äther selber zu ruhen. Er prägte sich ihr verklärtes Bild tief in die Seele ein. Einigemal begann er mit schwerer Zunge zu reden von Camillo und seiner Leidenschaft. Sie würdigte ihn jedoch keiner Antwort.

Jetzt blieb sie stehen. Als er dicht neben ihr stand, sagte sie:

„Dort liegt San Felice. Gute Nacht.“

„Wolltet Ihr nicht auch nach San Felice?“

„Ich habe mich anders besonnen. Lebt wohl.“

Noch einmal sah er jetzt ihr Gesicht; der Mondschein ließ es unnatürlich farblos erscheinen.

Sie ging, blieb nicht stehen, wandte sich nicht um. Fritz sah sie in dem Glanz verschwinden — da bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen.

* *
*

— Und es brach ihr armes Herz vor
Betrübnis,
Als wir zum hurtigen Schiffe nunmehr
an dem Strande des Meeres
Wandelten herzlich betrübt —

Fritz erhob sich. Er wollte schnell nach San Felice hinunter, seine Sachen zusammenpacken und noch diese Nacht fort. Für alles andere: für seinen Schmerz und seinen Gram, für sein Schuldgefühl und seine Reue, war es später Zeit genug. Auch würde er sich wohl die Wunde verbinden lassen müssen; er fühlte sich am ganzen Körper wie zerschlagen, wie gelähmt.

Als er San Felice betrat, schlug es am Dom gerade elf. Da würde er die Donna und den Don wohl noch wach und auf finden. Jetzt Menschen sehen zu müssen, jetzt reden zu sollen!

Der kleine Ort lag heute wie ausgestorben. Um diese Stunde der Nacht pflegten sonst die jungen Felicesen noch mit der Guitarre die Stadt zu durchziehen und ihren Schönen endlose Serenaden zu bringen. Fritz war die Öde und Lautlosigkeit lieb; doch zu gleicher Zeit bedrückte sie ihn.

Er bog in die Gasse ein, die zum Pfarrhaus führte. Was war das? — Die ganze Gasse voll

Volks, der ganze kleine geistliche Freistaat versammelt, das Haus ihres Oberhauptes umstellt. Wer war ermordet? Der Regent oder die Regentin? Vielleicht alle zwei.

Obgleich ihm in diesem Augenblick Leben oder Sterben, die ganze Welt gleichgültig war, wollte er doch wenigstens fragen. Da erkannte man ihn, da umringte man ihn, da schrie man ihn an, wild und drohend, als ob er die Mordthat begangen.

Vom Hause her vernahm er die wohlbekannte geistliche Stimme:

„Alles in Ruhe und Ordnung, meine Kinder. Denkt nicht daran, daß er ein Ketzer, ein Bismarckianer, ein Preuße ist. Am Sonntag soll er auf die Kanzel hinauf. Er soll, meine Kinder. Aber jetzt laßt ihn ins Haus!"

So der Präsident der Republik von San Felice; doch die absolute Herrscherin dieses hohen Würdenträgers kreischte:

„Er soll nicht hinein! Er ist ein Attentäter, ein Bourbonist, ein Magister! Er will San Felice in die Luft sprengen und Maja heiraten, die liederliche Person! Ganz Circeo will er aus der Welt schaffen, der Meuchelmörder, der Bandit, der Pfaffe!"

Das Volk brüllte. Ein Weib zeterte:

„Ins Meer mit ihm!“

Da rief Fritz:

„Wenn einer unter euch ist, der seinen Verstand noch nicht völlig verloren hat, der trete vor und sage mir, was diese Komödie bedeutet! Da hört doch alles auf! Was wollt ihr von mir?“

Die Weiber wollten an ihn heran, die Männer stießen sie zurück und drängten sich dazwischen. Ein vierschrötiger Fischer trat aus dem Haufen, dicht vor Fritz hin.

„Was wir von Euch wollen? Daß Ihr uns ungeschoren laßt. Versteht Ihr?! Wir haben gehört, Ihr wolltet uns unsere Circe fortnehmen. Das lassen wir uns nicht gefallen, versteht Ihr? Stehlt den Capresen ihren Tiberius und den Anziaten ihren Nero und den Terracinern ihren Fra Diavolo. Aber untersteht Euch nicht und rührt unsere Circe an. Versteht Ihr?! Die Circe gehört uns! Seit Christus heißt unser Land Circeo, heißen wir Circesen — seit tausend Jahren ist die Donna seßhaft bei uns. Und bei uns soll sie bleiben. Versteht Ihr?! Die Madonna und unser guter San Andreo haben sie uns gelassen, und Ihr, solch verdammter Ketzer und Preuße, der in Ewigkeit brennen muß, will sie uns nehmen? Wollt Ihr?“

„Und ihr goldenes Haus drinnen im Berge!“ kreischte eine fette Frauenstimme.

„Alle ihre Schätze!“

„Solch ein Jesuit!“

„Ich sagt's ja gleich: Werft ihn ins Meer!“

„Erst muß er Christ werden!“

„In den Dom mit ihm!“

Und die Revolution der Felicesen brach aus.

Fritz stand ruhig mitten in dem Tumult, sah und hörte gelassen zu. Er hätte gern gelacht, ohne alle Ironie, harmlos und fröhlich.

Der Vierschrötige, der sich unterdessen mit dem Exekutivkomitee beraten, redete Fritz von neuem an:

„Ihr seht, Herr, daß Ihr uns die Donna nicht nehmen könnt. Versucht's auf Capri mit dem Tiberius. Das ist ein Unhold! Die Capresen thun schrecklich stolz mit ihm; denen ist's zu gönnen. Spielt ihnen den Schabernack. Wollt Ihr?“

Es entstand eine allgemeine erwartungsvolle Stille. Sogar die Weiber schwiegen.

Da redete Fritz zum Volk der Felicesen und zwar in dem Ton, den die Sache erforderte. Es kostete ihn beinah physische Anstrengung, und er wußte kaum, was er sprach:

„Lieben Freunde! Die Capresen würden mir

ihren Tiberius auch nicht geben, denn der ist längst kein Unhold mehr, der ist von meinem großen Landsmann, dem Inglesen Adolfo, längst heilig gesprochen worden. Und an einen Heiligen darf man nicht rühren. Das wißt selbst ihr, die ihr doch nur die Christen des würdigen Don Sebastiano Spagnuolo und der tugendreichen Donna Carminella Loquenzi seid. Nun ist bekanntlich eure Circe keine Heilige. Deshalb kam ich, der Ketzer und Preuße, zu euch, sie euch fortzunehmen. Aber der Frevel ward schwer bestraft. Denn als ich eure Circe mit meiner sündhaften Hand anrühren wollte, ist es mir gar schlecht ergangen; was ihr als sicheren Beweis nehmen dürft, daß auch sie eine verkannte Heilige ist. Wenn ich nun wie mein großer Landsmann wäre, so würde ich nicht eher ruhen, als bis die ganze Welt das erfahren hätte. Ein dickes Buch schriebe ich, das bald in allen Sprachen, in allen Mädchenschulen gelesen werden würde. Und ich wäre gleich ein berühmter Mann. Aber ich bin verdammt für meine Sünden, und meine arme Seele leidet Qualen. Ich kann euch heute daher nicht versprechen, euer Capo Circeo mit den Inglesi, die die roten Bücher und die großen Geldsäcke haben, überschwemmen zu helfen. Nach Capri kommen sie

alle, des Tiberius und der blauen Grotte wegen — eure Circe aber und eure Majagrotte —“

Weiter kam er nicht. Sie hatten von seiner Rede nur zwei Dinge verstanden: ihre Circe sei eigentlich eine Heilige und er werde ihnen die Inglesi mit den großen Geldsäcken nach San Felice schicken (einen hatte er ihnen ja schon mitgebracht). Das genügte, um sie in ein fanatisches Freudengeschrei ausbrechen zu lassen.

„Evviva Santa Circea! Evviva Don Federigo! Evviva die Inglesi!“

„Evviva Donna Carminella!“ schrie eine Weiberstimme. Und alles jubelte stürmisch: „Evviva! Evviva!“

— — — — — — — — — — — — — —

Während Donna Carminella leuchtend und lächelnd sich wiederholt am Fenster, ihre Völker grüßend, zeigte, stand Fritz von den gewesenen Empörern umschart und ließ sich von dem Vierschrötigen und den übrigen Mitgliedern des aufgelösten Exekutivkomitees brüderlich die Hände zerdrücken. Nur mit Mühe konnte er weiteren patriotischen Demonstrationen entgehen.

Endlich gingen die guten Bürger und Bürgerinnnen San Felices auseinander, vergnügt über den segensvollen Abend, der ihnen eine neue Heilige und die

Aussicht auf künftige Reichtümer beschert. Die älteren Männer füllten noch die beiden Osterien ihrer Vaterstadt. Hier tranken sie zwar wenig, berieten und beschlossen jedoch desto mehr: die baldige Heiligsprechung Circeas, vor der Hand nur durch ihr städtisches Oberhaupt, und die wichtige Lage ihrer zukünftigen Finanzen gegenüber dem Auslande, das heißt Porto d'Anzio, Terracina und Capri.

Die heilige Circea würde dem heiligen Tiberius sicher überlegen werden; auf der ganzen Welt seien das die Frauen den Männern.

Nicht minder wichtig machten sich die Weiber, wenigstens die alten. Noch am späten Abend hatte sich Donna Carminella auf der „Promenade" in einem prachtvollen Goldschmuck gezeigt: der war aus dem Circeschatz. Sämtliche Circesinnen erwarteten mit Sicherheit allernächstens auf dem Haupt ihrer Königin die Krone funkeln zu sehen.

Doch die Jünglinge holten noch einmal ihre Guitarren und Mandolinen hervor, und die „ältesten Leute" konnten sich nicht entsinnen, daß in San Felice je so viel gespielt und gesungen worden wäre wie in dieser gebenedeiten Sommermondnacht. Die neue Heilige mußte in eigener Person auf dem

strahlenden Gipfel ihres Felsens stehen und ihren Zauberstab schwingen.

— — — — — — — — — — — — — —

Auf der Schwelle des Pfarrhauses ward Fritz von Don Sebastiano Spagnuolo und Donna Carminella Loquenzi empfangen. Der Don war würdevoll schalkhaft, mit einem Anflug allgemeiner Humanität und kosmopolitischer Toleranz; die Donna noch ganz Schreck und Entsetzen, Verzweiflung und Zerknirschung, Reue und Bußfertigkeit.

Voll christlicher Milde suchte der gute Geistliche seine fromme Gemeinde zu entschuldigen.

„Was wollt Ihr, Signor; es sind eben Bestien!"

Doch Donna Carminella, weniger christlichen Sinnes, äußerte sich über ihre Vasallen etwas kraftvoller:

„Dumme Schweine sind's!"

Fritz ging stumm an beiden vorüber in seine Kammer, die das Mondlicht füllte. Hastig warf er sein spärliches Reisegepäck in seinen Tornister. Da er die Thür nicht verschließen konnte, war er bald nicht mehr allein. Mit einem ganzen gekochten Schinken und einer Riesenflasche beladen erschien auf der Schwelle Donna Carminella. Als sie die Reiseanstalten sah, stieß sie einen Schrei aus und wollte vor Schreck

alles fallen lassen. Zum Glück jedoch besaß sie die Geistesgegenwart, sich noch bis zum Tisch zu schleppen. Doch hier verließen sie ihre Kräfte. Die Last entglitt ihren Händen, sie selbst sank, einer Ohnmacht nahe, aufs Bett. Auf ihren Schrei kam Don Sebastiano herbeigestürzt.

Er erkannte die Situation, sah schmerzlich bewegt, aber gefaßt aus: „So geht denn mit Gott."

Auf dem Tisch lag in voller Mondesglorie noch das Circemanuskript. Der würdige Priester wies darauf:

„Vergeßt nicht, uns ein Exemplar zu senden. Auch in San Felice weiß man die Wissenschaft zu schätzen, auc hic dii sunt. Eure Rede von vorhin dürfte ein überaus wirkungsvoller Prologus sein."

Und Don Sebastiano Spagnuolo lächelte.

Ohne den redlichen Priester einer Antwort zu würdigen, legte Fritz den ersten besten großen Kassenschein auf den Tisch, nahm seine Arbeit und warf sie zum Fenster hinaus — aber nicht in die Modergrube des Hofes hinab, sondern mitten hinein in die Nelken und Rosen des Gartens.

— — — — — — — — — — — — — —

Durch den weichen Meersand längs des Strandes

schritt Fritz Terracina zu. Vor ihm her zog desselbigen Weges ein anderer nächtlicher Wanderer.

Dieser schien sehr müde zu sein.

Jeden Augenblick blieb er stehen oder sank gar hin. Seiner jungen Brust entrangen sich schmerzliche Seufzer; er fuhr sich mit der kalten Hand über die glühende Stirn, durch die feuchten Locken und hob sein todblasses, edles Antlitz zum Monde empor. Aber dieser schnitt dem Poeten eine Grimasse, als wüßte er, daß derselbe damit umging, mitten in seinem tötlichen Kummer den Plan zu einer großartigen elegischen Dichtung zu entwerfen: „Die Mondscheinnacht eines Unglücklichen am südlichen Meeresufer, zwischen dem Circekap und Terracina.“

So kam es, daß der eine der beiden einsamen Wanderer zwischen dem Circekap und Terracina mit dem anderen zusammentraf.

„Wilibald!“

„Fritz!“

„Du hier?“

„Mit Gott und der Welt zerfallen! Verraten, vertrieben, hoffnungslos elend! In meinem heiligsten Glauben getäuscht, in meinen höchsten Idealen betrogen, von meinen schönsten Illusionen verlassen. Alles Wahn, Trug, Lüge, Schall, Schaum, Rauch!

Freund, wie recht hattest du. Und dich konnte ich verkennen — dich! Du Wahrer, Redlicher, Guter! Dafür findest du mich hier in nächtlicher Öde, in der Wildnis, verzweiflungsvoll umherirrend, mit der Vorsehung hadernd, meinem Schicksal fluchend, einsam brütend, denkend, dichtend. Ich sage dir, mein Freund, ein Gedicht — Aber, mein lieber, alter Junge, was fehlt dir? Du siehst ja förmlich entstellt aus! — Fritz! Hörst du mich nicht? — Fritz! Fritz! — Mein Gott, das ist ja ganz schrecklich!"

Fritz murmelte:

„Kehr dich nicht an mein Aussehen. Das bedeutet nichts. Ich habe einige Tage das Fieber gehabt, ich fühle mich nicht ganz wohl. Das ist alles — wirklich."

„Du bist krank, du bist schwer krank!" rief Wilibald herzlich besorgt. „Was hast du denn da Dunkles am Arm?"

Erst jetzt fiel Fritz seine Verwundung wieder ein. Seitdem er sich nach Majas Abschied vom Boden erhoben, hatte er sie nicht gefühlt, hatte er nicht an sie gedacht. Doch nun kam es ihm vor, als beginne sie wieder zu schmerzen. Da sie aber längst zu bluten aufgehört, konnte es unmöglich mehr als eine Schramme sein. Sich hastig abwendend, sagte er daher:

„Das ist nur etwas feuchte Erde. Ich geriet in einen Sumpf und fiel.“

„Was für ein Idealist!“ klagte Wilibald; „hat das Fieber und läuft in Sümpfen umher. Laß mich deinen Puls fühlen.“

„Nein, nein! Wozu?“

„Herrgott, wie deine Hand glüht! — Meinen Plaid habe ich in der verwünschten Räuberhöhle gelassen. Erlaubst du mir wohl, meinen Rock auszuziehen und dir umzuhängen? Es ist mir so wie so zu warm geworden.“

„Ich danke dir, ich danke dir vielmals! Aber habe nicht so viele Teilnahme für mich. Ich bin derselben nicht wert. Wenn du wüßtest —“

Er beginnt zu phantasiren, dachte Wilibald bekümmert. Und es ist noch eine Stunde bis nach dem alten Nest, das sicher auch eine Räuberhöhle ist. Richtig: Fra Diavolo oder das Gasthaus in Terracina. Da haben wir's.

Fritz fuhr fort zu „phantasiren.“

„Nein, du mußt es wissen. — Wie sagtest du damals zu mir, als ich ein so abscheulicher Pharisäer war. „Bevor du anderen Sitten predigst, sei deiner eigenen gewiß. Bis jetzt ward sie wohl schwerlich jemals versucht. Erst bestehe die Versuchung, ehe du

dich als Cato in deine Tugend hüllst.“ — Ach, Wilibald, Wilibald! Und ich habe die Versuchung nicht bestanden!“

„Laß das gut sein,“ sprach Wilibald dem im Delirium Redenden freundlich zu. „Versuchung — Cato — Tugend — was das für Redensarten sind. Was ich damals für ein läppischer Mensch war; wie unerträglich ich damals gewesen sein muß — damals! Das ist lange her: lang, lang, lang. — Der Mensch entwickelt sich! Er häutet sich wie eine Schlange; er ist wie eine Zwiebel: nichts als Schale. Bei mir bricht endlich der Kern durch. Unter uns gesagt: Meine Gesänge an — Nun, du weißt schon an wen. Wir wollen nie mehr davon reden. Ich habe mich unsterblich blamirt. Meine Poesie aus jener Periode ist übrigens nicht der Rede wert Du hattest recht: es war ganz hübsch. Nichts weiter! Aber jetzt, Freund, jetzt! Jetzt schreite ich als ein Wiedergeborener meiner Zukunft entgegen, jetzt endlich gelange ich auf die Höhe meiner Existenz. — Aber wie fühlst du dich? Du darfst dich nicht aufregen, weißt du. Du mußt dich beruhigen, ich muß dich zu beruhigen suchen. Also kein Salbadern mehr von meiner Dichtermajestät von Gottes Gnaden (Welche Phrase!) Ein Schuster, der sein liebes langes Leben redlich sein

Leder klopft, ist auch ein ehrenwerter Mann. Schließlich thut er mehr für die Menschheit als unsereins: er bringt die Menschheit wenigstens auf die Füße, während solch ein Poet sie am liebsten auf den Kopf stellte. — Du solltest dich wirklich auf mich stützen, mir zuliebe. — Dieser verdammte Meersand! Es ist ja wahrhaftig beinah wie in der Hasenheide. Ach, Fritz, unser guter, ehrlicher, treuer, verkannter märkischer Sand! Er ist ohne Schimmer, Römersteine und Venusmuscheln, aber dafür auch ohne schöngelockte, hehre melodische Göttinnen und Helden mit unsträflicher Seele. Und unter Kiefern wandelt man jedenfalls ungestrafter als unter Palmen. — Ach, Fritz, Fritz! unser lieber märkischer Sand und unsere schönen heimatlichen Kiefern — unsere freundliche, gutmütige Berliner Hasenheide! Im Augenblick wäre sie mir lieber als der Palmenwald von San Remo. Herrgott! dann kämen wir jetzt bald zu Mutter Lük. Du hast sicher auch als Junge, wenn es Sonnabends zum Turnen in die Hasenheide ging, abends mit deinen Eltern bei Mutter Lük Hühnerfrikassee gegessen: einen mächtigen Teller voll und kostete nur sechs gute Groschen und schmeckte wie Ambrosia und die „Weiße“ wie Nektar. Leider gab es für mich stets nur eine Portion Götterspeise und nur ein Seidel Götter-

krankes. Ach, Fritz, Fritz, Fritz — die guten alten Zeiten, die Kinderzeiten! Jetzt ist alles anders geworden. Jetzt giebt es keine Mutter Lük mehr, jetzt fährt man mit der Pferdebahn in die Hasenheide, jetzt hat sich auch die Hühnerfrikasseepoesie, wenigstens was die Quantität anbetrifft, sehr vermindert. Und die Portion kostet eine Mark! Was nun gar das Weißbier anbetrifft, so geht es mir heute damit wie mit meinen Gedichten aus jener früheren Periode: schauderhaft, lieber Freund! Aber damals waren sie schön."

„Wunderschön!"

„Ich lese sie dir später einmal vor. Aber du sprichst ja wieder wie ein vernünftiger Mensch. Wie mich das freut. Ja, Fritz, unser Berlin, Berlin und die Berliner! Ach, und die Berlinerinnen! — Doch da sind wir ja schon angelangt. Suchen wir nun in Gottes Namen das berüchtigte, in Musik gesetzte Gasthaus auf. Eines Fra Diavolo dürfen wir uns versichert halten. Es ist der Wirt selbst, er heißt Beppo, kennt weder Wasser noch Seife, züchtet Flöhe, prügelt sein Weib und stinkt nach Knoblauch. Bitte, beachte morgen, wie wahrheitsgetreu ich dir den Kerl geschildert. Was dagegen das Zerlinchen anbetrifft, so bin und bleibe ich skeptisch. Da ist sie schon!"

Sie klopften ein verschlafenes Individuum heraus,

erhielten im obersten Stock ein Zimmer angewiesen, warfen sich angekleidet aufs Bett. Als Fritz an den tiefen Atemzügen seines Freundes merkte, daß er eingeschlafen, erhob er sich und trat ans offene Fenster. — Vor ihm stieg das Circekap auf, in einem Meer von Glanz, nicht einem Vorgebirge, sondern einer Insel gleich. Ihm war, als ob es von dem zauberischen Fels leise, leise zu ihm hinübersänge und -klänge: Maja! Maja!

— — — — — — — — — — — — — —

Als Fritz spät am Morgen erwachte, sah er Wilibald mit besorgtem Gesicht über sich herabgebeugt. Des Dichters Mienen erheiterten sich sogleich.

„Du hast prächtig geschlafen. Wie fühlst du dich?"

„Ganz wohl. Aber — erschrick nicht — du wirst wohl nach einem Wundarzt schicken müssen."

„Nach einem Wundarzt? Willst du dir Blutegel oder Schröpfköpfe setzen lassen? In Terracina? Welche Idee!"

„Ich wurde gestern an der Schulter verwundet, allerdings nur ganz leicht."

„Ach, mein armer alter Junge, du phantasirst ja schon wieder. Nach einem Arzt will ich schicken. Aber ein Quacksalber wird kommen. Doch sei nur

ruhig. Ich lasse keine Pillen, Latwergen und Purgationen an dich heran, die ich nicht selbst vorher hinuntergewürgt und ausprobirt habe. — Herrgott, dein Rock ist ja voll geronnenen Blutes!“

„Camillo hat mich verwundet.“

„Camillo!“

„Ich war gestern Abend bei Maja — du weißt ja. Camillo belauerte uns und stieß mit seinem Messer nach mir.“

„Das ist ja eine überaus romantische Geschichte. Und die ist dir passirt? Schau! schau! — Aber laß uns schnell nach der Wunde sehen. Und davon hast du gestern kein Wort gesagt? Du bist ja der reine Mucius Scävola. Wir müssen den Rock aufschneiden; das thut man stets bei solchen Gelegenheiten. Wo steckt dein Messer?“

„Es wäre schade um den Rock. Er ist wirklich noch ganz gut und kann bei Spindler gereinigt werden. Ich will zuerst versuchen, ob es nicht so geht. —“ Und es ging.

„Aber wo ist denn deine Wunde? Ich sehe nicht einmal eine Narbe, und du — du scheinst ja wahrhaftig ohne Wunde in Ohnmacht zu fallen. Fritz! Menschenkind —“

Es war jedoch nur ein Anfall von Schwindel, der rasch vorüberging. Fritz sprang vom Bette auf.

„Dann traf Maja der Dolch!“ rief er außer sich und erzählte. Jedoch nur das Ereignis selbst, nichts als die Thatsache von Majas Verwundung. Aber für den Poeten war es genug, mehr als genug. Fritz schloß:

„Sie that keinen Laut und begleitete mich bis nach San Felice hinunter.

„Damit Camillo dich unterwegs nicht ermorde. Vielleicht hat sie dir das Leben gerettet.“

„Vielleicht? — Gewiß!“

Wilibald bestritt es nicht. Er verfiel in Schweigen und tiefes Sinnen. Er war ein Poet, ein Poet von Gottes Gnaden; aber so etwas war ihm nie geschehen. — Unbegreiflich!

— — — — — — — — — — — — — —

Im Gasthaus zu Terracina herrschte eine Aufregung und ein Getümmel, als habe sich ein zweiter Fra Diavolo daselbst einlogiert und dem Wirt geboten: wenn ihm sein Leben lieb sei, seinem Gast auf Numero eins sofort ein englisches Frühstück serviren zu lassen.

Ein englisches Frühstück verlangte auch Wilibald. Seit einer Stunde hatte er geboten, aber niemand

wollte sich von ihm gebieten lassen. Endlich riß ihm die Geduld

Er wünschte den Wirt zur Rede zu stellen; er wünschte ein besseres Zimmer zu haben: das Staatszimmer des Hauses, „Nummer eins."

Ein wohlhabender Poet kann das wünschen.

Der Kellner, ein hektischer Jüngling mit geölten Locken, zwar ohne besondere Leibwäsche, dafür aber mit einem fettigen Frack angethan, „bedauerte": ein englischer Lord sei eingekehrt.

Der abenteuerlustige Dichter erkundigte sich sogleich tief interessirt nach Mylady.

Doch Mylord waren Junggeselle; Mylord kamen auf eigenem Segelschiff direkt von Capri, wo Mylord die Absicht gehabt, eine schöne Capresin zur Mylady zu machen. Aber Mylord hatten auf der ganzen Insel keinen Bauplatz gefunden, der Mylord konvenabel erschienen. So hatte er denn natürlich seine Verlobung rückgängig machen müssen. Nun befanden sich Mylord von neuem auf einer Umschau nach einem Bauplatz und einer Mylady. Bedingung für den Bauplatz war, daß er auf einer Insel oder auf etwas Inselähnlichem liege; Bedingung für Mylady, daß sie Italienerin sei und Dialekt spreche. Da im Moment nach beiden

Kaufobjekten unter den Söhnen Altenglands große Nachfrage war, so stand zu befürchten, daß —

Aber der Poet, in größter sittlicher Entrüstung, wollte nichts weiter hören.

„Ware, alles Ware!“ murmelte er und begab sich in sein höchstes Stockwerk hinauf, um eine Stunde später dem Gasthaus zu Terracina in Extrapost verächtlich den Rücken zu kehren.

Fritz wanderte nach Neapel, Wilibald reiste nach Rom und von da mit dem direkten Zuge nach Berlin, in welcher Stadt sich schließlich ebensogut eine neue, vielmehr eine moderne Circe dichten ließ. Er begegnete ihr bei Kroll, wo sie sich dem Schwarm ihrer Verehrer jeden Abend in einer neuen Pariser Toilette zeigte. Sie trug Diamanten und wohnte in einer „herrschaftlich möblirten“ Wohnung, wo sie nur Fürsten und Banquiers empfing, die letzteren jedoch lieber.

Ob auch einen wohlhabenden Dichter?!

Da lag der Konflikt!

* * *

> Sie nun fanden im Thale die stattliche Wohnung der Kirke,
> Schön von gehauenen Steinen, in weitausschauender Gegend.
> — — — — — — — — — — — —
> Schnell trat jene hervor, die strahlende Pforte sich öffnend,
> Nötigte dann —

Es war fünf Jahre später, als eines sonnigen Frühlingstages ein junges deutsches Ehepaar mit dem Frühzug von Rom nach Frascati fuhr: Hochzeitsreisende natürlich. Dem jungen funkelnagelneuen Gatten (praktisch mäusegrauer, funkelnagelneuer Reiseanzug, breitkrempiger, schwarzberänderter, funkelnagelneuer Strohhut, funkelnagelneues Perspektiv — im Futteral —, funkelnagelneue Brille, Bädeker oder Gsell-Fels fehlend) war auf den ersten Blick der Gelehrte anzusehen, der Professor einer kleinen Universitätsstadt und zwar der ordentliche Professor (Privatdocenten haben meist etwas ausgesprochen Interimistisches, Hangendes und Bangendes, Harrendes und Hoffendes an sich). Er sah sehr gelehrt und sehr glücklich aus und schien sich noch immer in einer feierlichen Stimmung zu befinden, als wäre die ganze Welt die Kirche einer kleinen märkischen Stadt, in der er mit einer blonden deutschen Jungfrau, die in ihrem weißen

Mullkleid, Schleier und Myrtenkranz, mit ihrem verklärten Antlitz wie eine griechische Priesterin aussah, ohne Unterlaß vor dem Altar stand, ohne Unterlaß die Orgel spielen, die Gemeinde singen hörte, ohne Unterlaß auf die verhängnisvolle Frage des guten alten Geistlichen mit übermäßig laut schallendem Ja antwortete und ohne Unterlaß das hingehauchte Ja seines Bräutchens vernahm. Denn daß sich der ordentliche Professor der Archäologie Doktor Fritz Schulz aus Berlin hatte kirchlich trauen lassen, konnte selbst ihn nicht wundern; dafür war Frau Professor Schulz eine geborene Minchen Müller aus Oranienburg.

Nein — schön war sie nicht: aber hübsch war sie, wirklich recht hübsch! So frisch und munter, so blumig und herzig, so blauäugig und rotwangig! Rot waren auch ihre Lippen: kirschrot und so schwellend! Ihr Mann, den sie bereits Männchen nannte, mußte ohne Unterlaß auf diese roten, schwellenden Lippen sehen. (Selbstverständlich ganz verstohlen und heimlich.) Und jedesmal wurde er selbst dabei rot (und das über das ganze Gesicht), denn jedesmal ertappte er sich bei dem Gedanken, daß er sie gar zu gern küssen möchte. Aber er wagte es nicht so recht, trotzdem sie doch eigentlich seine Frau, vielmehr sein Frauchen war, und Ehemänner doch bekanntlich das beste Recht haben, ihre

Frauen zu küssen und zwar ohne dabei erröten zu brauchen. (Was anfänglich die Frauen thun dürfen, denn es steht ihnen reizend!) Doch dieser Neuvermählte gehörte zu jener Klasse von Ehemännern, die ihr Glück nicht zu „fassen“ vermögen, und das auch dann noch nicht, wenn bereits ein schreiender Zeuge dieses Glückes in der Wiege liegt.

Aber sie faßte es. Sie war so klug und weise, so pfiffig und gescheit, daß sie es ganz und gar faßte. Ihre blauen Augen glänzten von diesem Glück, es glänzte davon ihr ganzes rosiges Gesichtchen. Und wie es erst in ihrer Seele aussah! Dieser Frühlingshimmel Roms war nicht glanzvoller als der Himmel, den sie in ihrer Brust trug, und diese schmetternden Campagnalerchen jubelten nicht heller als in ihrem Herzen die seligen Stimmen: Du bist Frau Fritz Schulz, Frau Professor Fritz Schulz.

Selbst die Gewißheit, daß dieser Professor Fritz Schulz als Doktor Fritz Schulz eine „andere“ geküßt: solch ein braunes, wildes Geschöpf, das mit Gift und Dolch umgeht wie eine deutsche Hausfrau mit Stecknadeln, mit Butter und Mehl — sogar dieser schreckliche Schmerz schien in all dem sonnigen Glück dieses Frühlingsmorgens untergegangen zu sein. Er hatte es ihr „damals“ sofort gestanden. Was war's

für eine schreckliche Stunde gewesen, wie hatte sie geweint und geschluchzt und dann nie wieder davon gesprochen. Aber als Beweis, was für ein kleines, kluges Frauchen sie war, mochte dienen, daß sie wußte, wirklich ganz genau wußte, wie er noch immer daran dachte. Nicht etwa, daß er sich gesehnt hätte, noch einmal auf italienisch zu küssen und geküßt zu werden — kein Gedanke daran. Es war etwas ganz anderes, etwas viel Ernsteres: der arme gute Mann bildete sich ein, er habe jenes braune Geschöpf zeitlebens unglücklich gemacht.

Hätte Fritz Schulz als Doktor Fritz ein deutsches Mädchen geküßt, so wäre seinem kleinen klugen Frauchen selbst Angst gewesen, daß er recht haben könne nnd daß sich das arme Geschöpf aus Liebe zu ihm langsam zu Tode gräme, während sie selbst, sein Minchen, sich von dem Treulosen herzen uud küssen ließ.

Aber solche Schwarze, Wilde —

Doch ob Schwarze oder Blonde, solange er überhaupt noch an eine andere dachte: an irgend eine, solange war etwas faul im Staate Dänemark. Sie mußte daher als sein treues Weib und seine redliche Hausfrau mehr für ihn thun, als eigenhändig seine Chemisettehemden stärken und plätten, seine Strümpfe stopfen, seine Lieblingsgerichte kochen und den Staub

auf seinem Schreibtisch abwischen — sie mußte auch in ihm alles in Ordnung bringen, aufräumen, abwischen und putzen und dann dafür Sorge tragen, daß es so blieb, wie sie es mit ihren rosigen, fleißigen Händchen zurechtgestellt und funkelhell gemacht. Als es hieß: Wir machen unsere Hochzeitsreise nach Italien — für ein archäologisches Ehepaar gehört sich das —, gab es ihr zuerst förmlich einen Stich ins Herz. Aber dann kam gleich ihre liebe Klugheit, schalt sie tüchtig aus und flüsterte ihr allerlei Weises ins Ohr. Und nun waren sie da: Mann und Frau. Und es war so schön, so herrlich, daß sich das kleine Frauchen, trotz ihrer ungeheuren Gescheitheit, zum mindesten wie im Paradiese vorkam.

Was ihr Männchen alles wußte! Er kannte in Italien jeden Stein, als hätte er in Berlin auf dem Kreuzberg gelegen, und es waren doch Steine darunter, die schon zur Zeit des abscheulichen Nero dagelegen und mit denen die Heiden vielleicht die ersten Christen gesteinigt.

Sie kamen in Frascati an, kämpften sich heldenmüthig durch das Gewühl schreiender Kutscher, ließen sich, ohne aufzusehen, ein halb Dutzend Wagen bis dicht vor die Füße fahren, blieben auch bei der Hälfte des zuerst geforderten Fahrlohnes standhaft, stiegen

durch die Vignen und Oliveten nach Frascati hinauf und gleich höher nach Tusculum, der zerstörten Stadt des Telegonus, Sohnes des Odysseus nnd der Circe.

Der Professor zeigte und erklärte seiner lieben Lebensgefährtin, wie gesagt, jeden Stein; doch sind von der alten berühmten Stadt leider nicht viele Steine übriggeblieben. (Was das kleine kluge Frauchen nicht einmal allzusehr zu bedauern schien.) Nur als er von der Gründung Tusculums zu dociren begann, ward er verwirrt, stockte er, verstummte er.

Im griechischen Theater hielten sie Rast. Als zukünftige deutsche Hausfrau und vor jedem italienischen Gasthof schon der Tradition wegen dumpfes Grausen empfindend, hatte Frau Minchen ihr Körbchen mit allerlei guten Sachen gefüllt, die sie gestern abend in eigener Person in Rom eingehandelt, einen jeden ihr abgeforderten Lire mit der zehn dividirend. Es war furchtbar gewesen.

Trotzdem hatte sie die Apfelsinen, wie sich jetzt herausstellte immer noch zu teuer bezahlt: denn bekanntlich wachsen in Italien die Apfelsinen wie bei uns die Äpfel, und welche gute deutsche Hausfrau zahlte auf dem Gensdarmenmarkt in Berlin für einen gewöhnlichen Apfel einen Dreier?!

Frau Minchen war daher etwas niedergeschlagen

Als sie so auf den höchsten Sitzreihen des Theaters lagerten kamen Fremde: ein Herr und eine Dame. Sie kamen auf Eseln, mit Führern und Bädeker, beide sehr elegant, beide sehr erhitzt.

Sie kamen also pflichtgemäß an, schlugen pflichtgemäß ihr Buch auf, schauten pflichtgemäß hinein, hörten pflichtgemäß auf die Erklärungen ihres Cicerone, schienen pflichtgemäß sehr entzückt zu sein.

„Das sind gewiß Engländer," flüsterte ehrfurchtsvoll das kleine kluge Frauchen. „Ach nein, es sind Deutsche. Fritz, es sind wirklich und wahrhaftig Deutsche!" frohlockte sie plötzlich, als säße sie mit ihrem Männchen auf den Trümmern Karthagos und träfe am Rande der Wüste ihre allerbeste Schulfreundin, die elfte von zwölfen. Fritz brummte etwas in den Bart und machte zu ihrem schmerzlichen Befremden gar keine Anstalten, dem Landsmann um den Hals zu fallen.

„Wir sollten ihnen doch wenigstens einige Apfelsinen anbieten," meinte Minchen vorwurfsvoll. „Die Dame klagte, daß sie Durst habe. Darf ich nicht hingehen?"

„Meinetwegen. Nur suche nicht die besten aus; das ist gerade nicht nötig."

Er faßte die Fremden nun ebenfalls schärfer ins Auge, sprang plötzlich auf, stürzte hin:

„Wilibald!“

„Fritz!“

„Du hier?“

„Mit meiner Frau. — Maria, das ist mein Jugendfreund Fritz. Du weißt: der Archäologe.“

„Ich bin ja auch mit meiner Frau hier!“ rief Fritz freudestrahlend und Wilibalds Gattin in einem fort wie einem seiner Studenten die fein behandschuhte Hand schüttelnd. „Seit acht Tagen verheiratet! — Minchen! Minchen! So komm doch!“

Sie war eines ordentlichen Professors ordentliche Frau, aber sie kam beinahe angelaufen, so freute sie sich.

„Wilibald, das ist das Minchen — Minchen, das ist der Wilibald. Nein, diese Überraschung! — Minchen, so hole doch schnell die Apfelsinen. Frau Maria hat Durst, wie du weißt. Suche aber die besten aus.“

Auch Wilibald freute sich sehr und sah mit herzlichem Wohlwollen auf Minchen herab: das kleine kluge Frauchen mußte ja innerlich ganz verstört sein, so plötzlich dem berühmten Dichter gegenüberzustehen; noch dazu auf den Ruinen Tusculums. Er wußte noch nicht, daß das kleine Frauchen auch ein kluges

Frauchen sei. Und es hatte doch noch keine Zeile von ihm gelesen. — Unbegreiflich!

Die beiden Freunde hatten sich lange nicht gesehen: das „Leben“ hatte sie getrennt. Wilibald war während der fünf Jahre ein beliebter Schriftsteller geworden, dessen Bücher in reicher Ausstattung erschienen, zwei Auflagen erlebten und in den Leihbibliotheken stark gelesen wurden. Die Recensenten anerkannten seinen „gewandten glatten“ Stil. Übrigens hatte er als erklärter Anhänger der naturalistischen Schule viele Gegner, und die Redaktionen der „Familienblätter“ wiesen ihn hartnäckig zurück. Er war bis jetzt nur ins Holländische übersetzt worden; doch wurde er kürzlich um biographische Notizen ersucht und zwar für das Konversationslexikon.

Seine Frau lernte er kennen, als er in einem „engeren Freundeskreise“ seine „Moderne Circe“ vortrug. Sie war die Frau eines „anderen“, hieß Marie, wurde von ihm jedoch trotz seiner realen Richtung als Maria besungen. Seine „Elegien an Maria“ bewirkten, daß die Dame sich von ihrem Manne scheiden ließ — ein Ereignis, das er in seinen Notizen für das Konversationslexikon als den bedeutungsvollsten Moment seines Lebens, als den „Beginn einer neuen Epoche“ bezeichnete, wobei er zweifellos weniger an

sich als an die deutsche Litteratur dachte. Ob das Lexikon die schöne Stelle aufnehmen wird, ist abzuwarten.

Maria wurde sein Weib. Sie war schön, vornehm, elegant und kleidete sich mit feinstem, etwas kapriziösem Geschmack, der besonders in ihren Negligés zum Ausdruck kam. Sie sprach ein perfektes Französisch, spielte Chopin vom Blatt, schwärmte für die russische Litteratur, war eine fanatische Wagnerianerin, hatte nihilistische Sympathien und schenkte mit vollendeter Grazie Thee ein. Für Volksküchen und dergleichen Etablissements besaß sie kein Talent. Ihr Hochzeitskleid ließ sie in London arbeiten und trug statt Myrten Orangenblüten. Auf ihren neuen Visitenkarten stand: Frau Maria Wilibald Stein, geborene Freiin von Schöning. Sie liebte ihren berühmten Gatten am zärtlichsten, wenn er nicht seine Werke vorlas. Wilibald mußte mit solcher Frau gewiß unaussprechlich glücklich sein.

Die jungen Neuvermählten hatten sich in der Tiergartenstraße eine erste Etage gemietet, sie auf das zeitgemäßeste (Renaissancestil) einrichten lassen und beabsichtigten, ein Haus zu machen. Trotz seines unabhängigen Vermögens würde Wilibald fortan „verdienen“ müssen. Mit dem Lyriker war es daher für alle Zeiten vorbei, vielleicht auch mit dem Dichter.

Übrigens fuhr er sich nicht mehr durch die „Locken“, denn diese hatten am Hochzeitsmorgen unerbittlich fallen müssen. Seit diesem für seine Mannheit so verhängnisvollen Moment nannte er seine Maria zuweilen in anmutigem Scherz seine Delila. Ein wenig entschädigte ihn für die Einbuße seines Hauptthaares sein seidenweicher glänzender (brillantine) blonder Vollbart. Vielleicht hing mit jenem schmerzlichen Verlust zusammen, daß er von nun an die römischen Elegien nur noch verstohlen las und mit dem Ausdruck seiner freien Individualität etwas vorsichtiger umging.

Aber — tu l'as voulu, George Dandin!

— — — — — — — — — — — — — —

Nachdem die erste Freude vorüber, die ersten verworrenen Fragen hastig gethan und hastig beantwortet worden (keiner hörte darauf), besichtigte man in fröhlicher Gemeinschaft den Ruinenberg weiter.

Von dem höchsten Punkt des Hügels, an dem früher die Arx gestanden, wo jetzt ein Kreuz sich erhebt, genoß man einer wahrhaft erhabenen Rundschau über Gebirge, Ebene und Meeresküste.

Plötzlich rief Wilibald:

„Das Circekap!“

„Wo? wo?“ fragten beide Frauen aufgeregt wie aus einem Munde.

Wilibald zeigte es ihnen. Frau Minchen schrie vor Entzücken laut auf.

„Wie schön, wie wunderschön! Ach, Fritz, lieber, lieber Fritz, da möchte ich hin!“

Sie sah ihn mit ihren leuchtendsten, zärtlichsten, unschuldigsten Augen bittend an.

Eine beklommene Pause entstand. Wilibald hatte sich abgewendet, Fritz war erblaßt. Da fühlte er sich von seinem Frauchen umschlungen und hörte sie flüstern „Erfülle meine Bitte laß uns hin.“

Sie bat so reizend, so schmeichelnd, so unwiderstehlich — hätte er nein sagen können? Welch ein Gedanke! Nein und tausendmal nein!

So sagte er denn:

„Es ist von hier aus so nah, daß es schließlich eine Thorheit wäre, nicht hinzugehen. — Werdet ihr uns begleiten?“

Da Frau Maria hoheitsvoll schwieg, so gab der Gatte unter dem Eindruck von Fritzens Brillengläsern seine Zustimmung. Frau Maria blieb stumm und blaß; aber Fritzens kluges kleines Frauchen klatschte freudig in die Hände und rief:

„Wir reisen zur Circe!“

— — — — — — — — — — — — — —

Und wie bezaubernd war sie unterwegs, wahrhaf-

tig circeisch; sie kam aus dem Plaudern gar nicht heraus, und wenn sie schließlich doch damit aufhören mußte, weil sie fast immer allein sprach, so begann sie sogleich mit dem Staunen und Starren, dem Bewundern und sich Verwundern, dem Fragen und Klagen: sie war so schrecklich dumm und hätte gern so schrecklich klug sein mögen. Was wollte sie alles von ihrem schweigsamen Männchen wissen: die ganze Geschichte der Pomptinischen Sümpfe nebst den Lokalchroniken sämtlicher darin versunkenen vierundzwanzig „blühenden" Städte. Sie zeigte sich für gewisse famose archäologische Streitfragen so interessirt, daß sogar ein alter vertrockneter Hofrat ins Feuer gekommen wäre — um wie viel mehr ein junger verliebter funkelnagelneuer Professor. Lange Listen lateinischer Namen sind doch wahrhaftig kein probates Mittel, eine verstimmte Reisegesellschaft aufzuheitern. Aber was das kleine kluge Frauchen mit diesen Namen machte, welche Verwirrung sie damit anrichtete — es ist nicht zu sagen! Von dem verstörten Wilibald ließ sie sich Ninfa schildern: wie dieses „Pompeji des Mittelalters" unter Blumen und Epheu begraben liegt, und ihre blauen „sinnigen" Augen (eine neue Bezeichnung Wilibalds für die beiden leuchtenden Sterne) hingen an seinen beredten Lippen, daß selbst ein eingefleischter

Schopenhauerianer gewisse abscheuliche Sätze aus der „Parerga“ als Gotteslästerungen bezeichnet hätte, vollends ein ehemaliger Dichter von Gottes Gnaden und idealistischer Poet a. D. Dann wiederum forschte sie mit einer Fritz ganz beängstigenden Leidenschaft nach dem Leben und den Sitten der großen Welt, nach den Toiletten und Gewohnheiten der vornehmen Damen, nach Soiréen, Routs, thés dansant und und jours fixe, daß eine wirkliche Excellenz mit solcher liebenswürdigen Unwissenheit erhabenes Mitleid gehabt hätte, von einer Frau Maria Wilibald Stein, geborenen Freiin von Schöning, gar nicht zu reden. Zuletzt befanden sich alle vier in der besten Stimmung.

Nun galt es, sie darin zu erhalten. Was da das kleine kluge Frauchen plötzlich für närrische Einfälle bekam — es ist nicht zu glauben! Fürchtete sie sich doch dermaßen vor Büffeln und Banditen, vor Schildkröten und Stachelschweinen, vor Wanzen und anderen winzigen Ungeheuern, daß sie fortwährend wie Espenlaub zitterte und unter Gespött und Gelächter beruhigt werden mußte. Vor jedem Esel stieß sie einen allerliebsten kleinen Schrei aus; vor jedem Campagnuolen versteckte sie sich in drolligster Todesangst hinter ihrem Männchen; jede Staubwolke hielt sie in

der reizendsten Dummheit für einen pomptinischen Samum. Und wie sie über die Hitze jammerte! Frau Maria kam sich neben ihr wie eine Römerin vor, aber wie eine Römerin der Republik.

Doch unstreitig am entzückendsten war sie, als die Reisegesellschaft, wollte sie unterwegs nicht Hungers sterben, in einer pomptinischen Osteria Nahrung zu sich nahm. Wie sie da das Näschen rümpfte, die Äuglein verdrehte, vor Verwunderung und Entrüstung die Händchen zusammenschlug, schließlich aber doch herzhaft zugriff und auch die zweideutigsten Maccaroni für „wirklich delikat und eigentlich ganz köstlich" erklärte — es ist nicht zu denken! Wer konnte es dem ordentlichen Professor verübeln, daß er mehr als je bis über die Ohren in sein Weibchen verliebt war; wer mit dem Litteraten rechten, daß er in seinen geheimsten Naturalistengedanken Frau Maria schlechtweg Marie titulirte?!

Aber Frau Minchen merkte nichts davon — nein, nicht das Geringste! Auch als das Unerhörte geschah und Fritz Schulz, dieser funkelnagelneue Ehemann, eine höchst unsittliche Anwandlung von Eifersucht verspürte, selbst das merkte sie nicht. Hätte derselbe Fritz Schulz gewußt, wie ihr Herzchen heimlich bangte —

aber woher hätte er das wissen sollen mit seiner scharfen Brille auf seiner gelehrten Nase.

Glücklich erreichten sie Terracina, nahmen in dem berühmten, von Auber komponirten Gasthaus Quartier, wo Minchen Eierkuchen buk und Frau Maria neue Toilette machte, und saßen früh am nächsten Morgen in einem Segelbot, bei schneller Meerfahrt auf tyrrhenischen Fluten dem leuchtenden Vorgebirge zutreibend.

Frau Minchen war außer sich vor Entzücken, einfach außer sich. Ihre Ekstase riß die anderen mit fort, hielt alle in unaufhörlicher Bewegung und Aufregung. Jetzt mußten sie hierhin schauen, jetzt durchaus dorthin; nun sollten sie zum Himmel aufstaunen, nun unter allen Umständen hinunter ins Meer; dann war es ein aufschnellender Fisch, eine weißgefiederte Möwe, ein wasserspeiender Delphin — im nächsten Augenblick am Strand eine einsame Palme, eine pittoreske Fischerhütte, eine heimliche myrtenumblühte Bucht, die um jeden Preis bewundert werden mußten. Die Schiffer wurden gebeten, alle ihre Lieder zu singen, schwermütige, sehnsuchtsvolle Barkarolen, die Wilibald der „Reizenden“ in freie Verse übersetzte.

Zuletzt sang die Sirene gar noch.

Man kam zum Kap, man wußte nicht wie. Auf

einmal lag in der Höhe San Felice vor ihnen, und über San Felice sahen sie, einer Fata Morgana gleich, einen schimmernden Palast mit Terrassen, Säulengängen, Freitreppen, Treibhäusern, Pavillons, von weiten Gärten und Anlagen umgeben.

Die kleine Gesellschaft saß starr vor Staunen. Doch Wilibald brach in ein homerisches Gelächter aus.

„Fritz, da wohnt der Engländer! Auf dem Circekap hat Mylord einen konvenablen Bauplatz gefunden und eine schöne Circesin geheiratet. Bei den Göttern Homers, das ist köstlich!“

Man frug die Schiffer; diese bestätigten alles.

„Die Felicesen, die haben Glück. Das hat ihnen ihre heilige Circea und ein Ketzer, ein Preuße, gebracht. Der hat ihnen phrophezeit, daß ein Inglese zu ihnen kommen würde, und der kam auch. Ein ganzes Schiff voll Gold brachte er mit. Für 360 000 Scudi, bar ausgezahlt, kaufte er den Berg und jeden Stein darauf. Dann hat er ein Mädchen aus San Felice geheiratet und sich das Haus droben gebaut. — Der Papst in Rom hat kein schöneres.

„Aus San Felice, sagt Ihr, war das Mädchen? Wie heißt sie?“

„Es ist eine gewisse — Welcher Christ kann den Namen behalten! Im Kalender steht er nicht.“

Wilibald warf Fritz einen Blick zu, dessen Bedeutung dieser nicht verstand. Gerade fuhr das Boot knirschend an den Strand auf.

Die Reisenden stiegen nicht nach San Felice empor, sondern begaben sich sogleich auf einer neu gebauten, herrlichen Felsenstraße, die an den Alabastergruben vorbeiführte, um das Kap herum nach Paolo. Sie fanden den Ort unbewohnt und in der köstlichsten Verwilderung. Unter dem Johannisbrotbaum, dessen Stamm die Rosen Lukulls unterdessen bis zum Wipfel hinauf umrankten, packte Frau Minchen ihren Reisekorb aus. Dieser enthielt unter anderen lukullischen Genüssen eine Mettwurst, bei welchem heimatlichen Anblick Wilibald in bacchantischen Jubel ausbrach. (Ein unpassendes Benehmen, das ein strenger Blick Frau Marias im Entstehen unterdrückte.) Dann schickte man sich an, den Fels zu ersteigen.

Fritz konnte und wollte nicht heiter scheinen und blieb daher hinter den anderen zurück. Er litt. — Was war aus Maja geworden? Was aus dem Mädchen, das ihn geliebt und das er geküßt hatte? das sich für ihn hatte verwunden lassen und das ihm das Leben gerettet? Wenn sie gestorben wäre — elend

umgekommen?! Wollte dieses Gespenst denn gar nicht von ihm weichen? Heute mußte er es bannen — für immer. Heute sollte es aus seinem Dasein verschwinden — entweder so oder so. Durch Gewißheit würde er Ruhe davor erhalten.

Deshalb war er hergekommen, auf einmal gar nicht begreifend, daß er nicht schon längst gekommen sei — allein. Als schweres Unrecht es sich vorwerfend, daß er erst jetzt kam — nicht allein. Wie, wenn er heute erfahren mußte, daß er noch immer mit einer schweren Schuld beladen lebte, mit einer Schuld, die er dann nicht mehr von sich werfen konnte — nie mehr; die dann unfehlbar sein Leben und früher oder später auch ein anderes Leben zerstören würde: das geweihte, heilige Leben seines jungen, ahnungslosen Weibes, das in kindlicher Freude aufgejubelt, als sie beide hierher ihrem Schicksal entgegengingen.

Da stand sie neben ihm, so plötzlich, daß er erschrak.

„Du denkst gewiß an Maja und an alles, was du hier erlebt hast. Auch mir ist ernst und feierlich zu Mut, und ich muß mir Gewalt anthun, es die beiden anderen nicht merken zu lassen. Ich wäre schon längst zu dir gekommen, aber du mußtest allein

sein. Ich habe gar kein Recht dazu, jetzt bei dir zu sein."

„Du und kein Recht!"

„Gewiß nicht . . . das hat in solchen Fällen keine Frau. Die Vergangenheit des Mannes gehört ihm allein an — ihm ganz allein. Schlimm für ihn, giebt er sie her. Heute fordert die Vergangenheit, die Erinnerung an Maja, ihr Recht an dir. Es thäte mir weh, wenn es anders wäre, wenn du darin so wie andere Männer dächtest, wie zum Beispiel dein Freund Wilibald. Hast du mir nicht erzählt, daß er Maja leidenschaftlich geliebt habe? Heute würde er es wie ein Verbrechen ableugnen, heute denkt er an nichts anderes, als sich um Gottes willen von seiner Frau auf keinem Gedanken an Maja ertappen zu lassen. Um ihr zu zeigen, daß die Vergangenheit ihm gar nichts mehr gilt, ist er heute doppelt zärtlich, geht er ihr heute keinen Schritt von der Seite, verrät er heute mit keinem Blick, daß er schon einmal hier war. Wenn du so wärest — ach, Fritz, es würde mich tief unglücklich machen. Ich habe es dir gedankt, daß du mich heute nicht geküßt hast. Du nimmst alles so ernst und streng — gerade so, wie es deiner würdig ist. Ich war nie so stolz auf dich, ich habe dich nie so herzlich lieb gehabt."

„Du bist so gut, so unaussprechlich gut!“ stammelte Fritz. „Ich werde dir diesen Tag niemals danken können. Du weißt gar nicht, was du mir heute gethan hast. — Ach, Minchen, mir ist das Herz so schwer.

Sie faßte seine Hand, die er nicht wieder losließ.

„Ich glaube dir's, Fritz. Du sorgst dich, was aus Maja geworden sein mag. Ich muß auch immer daran denken. Fürchte nur nicht gleich das Schlimmste. Ich freue mich so herzlich, sie zu sehen und ihr zu danken; denn du weißt, sie hat dir das Leben gerettet.“

Sie gingen Hand in Hand stumm nebeneinander her. Plötzlich sagte Frau Minchen:

„Wenn es Maja wäre, die der reiche Engländer geheiratet hat?! Es kam mir gleich in den Sinn. Auch dein Freund schien dem Schiffer ihren Namen nennen zu wollen.“

„Ihr denkt beide unwürdig von diesem Mädchen,“ erwiderte Fritz ernst.

Sie kamen zum Hain und zur Grotte.

„Geh jetzt wieder allein lieber Fritz,“ bat das kleine kluge Frauchen.

Aber Fritz wollte nicht.

Auch Hain und Grotte schienen verlassen zu sein. Keine Ziegen weideten mehr, kein Hirtenknabe sonnte sich mehr — keine Maja sang. Unwillkürlich lauschte Fritz. Aber alles blieb still.

Der Hain war zu einer schier unzugänglichen Wildnis verwachsen. Mühsam durchdrangen die Reisenden auf labyrinthischen Pfaden die Dickichte und Blumenbüsche. Gerade blühte der Ginster. Von fern gesehen, schienen hier die Schätze der Circe zusammengehäuft zu sein, mit Juwelen durchschüttet. Den Freunden schlugen die goldigen Blütenzweige hoch über dem Kopf zusammen; sie zertraten blaue Lilien und purpurfarbene Cyclamen und jagten schillernde Palombas auf.

Der Pfad führte sie zur Grotte, deren Eingang die Äste des Myrtenbaumes und langes, von oben herabfallendes Caprifolium fast unsichtbar machten. Die Herren hoben den blütendurchstickten Vorhang auf, man trat ein.

Nur der Webstuhl und die Truhe waren fort, sonst war alles, wie es gewesen. Der Opferstein und die Alabasterkapitäle standen am alten Fleck, und Fritz sah sich unwillkürlich nach der campanischen Vase um. Ihm fielen die dürren Zweige und vertrockneten Ranken auf, mit denen die Grotte einmal zu einem Fest ge-

schmückt worden sein mußte. Auch das Madonnenbild hatte man da gelassen — auch dieses war von verwelkten Blüten umkränzt.

Wilibald fand hier den Mut, sich von der Seite seiner Lebensgefährtin zu entfernen. Er ging an Fritz vorüber, warf diesem einen umflorten Blick zu und flüsterte mit erstickter Stimme:

„Sie war doch eigentlich ein göttliches Geschöpf. Ach, Fritz, und meine Gedichte aus jener Periode —"

Und er pflückte sich von Majas Madonnenbild eine verdorrte Blüte, den heiligen Raub schleunigst an seinem pochenden Herzen bergend.

Beim Fortgehen sagte Frau Minchen hoch aufatmend, und sie sagte es noch dazu ganz laut und energisch:

„Ach, Fritz, wie gut verstehe ich jetzt, daß du hier so ganz und gar verzaubert warst! Wäre ich ein Mann und hier bei Maja gewesen, es wäre mir sicher auch nicht anders ergangen, und ich hätte sie auch geküßt — wahrhaftig, das hätt ich!"

Frau Maria starrte das kleine kluge Frauchen sprachlos an; dann warf sie ihrem Gatten einen Blick zu, einen Blick —

Kannte die schöne Frau die romantische Geschichte vielleicht in einer etwas anderen Auffassung?

— — — — — — — — — — — — — —

Daß Gold Wüsteneien in Paradiese verwandeln kann und aus Felsen die Gärten der Hesperiden zu zaubern vermag, ward längst erwiesen. Unsere Reisenden wandelten auf dem homerischen Circekap durch die wundervollsten englischen Anlagen. Breite, mit schimmerndem Meersand bestreute Wege durchschnitten die Rasenflächen, die mit Boskets von Kamelien und Rhododendren, von Azaleen und Daturen bepflanzt waren, mit Gruppen seltener Koniferen, mit Cedern, Drachen- und Korallenbäumen. Auf dem hellgrünen Grunde leuchteten kostbare Blumenbeete, wirrten sich Rosenlabyrinthe, und ein Riesenblütenteppich breitete sich bis zum Rande eines Gehölzes mächtiger Korkeichen aus. Hügel waren hier abgetragen und an einer anderen Stelle aufgeführt worden, Schluchten ausgefüllt und vielleicht gleich daneben von neuem gegraben. Künstliche Felspartien, von Kaskaden durchrauscht, wechselten mit natürlichen Grotten, die ein magischer Schimmer erfüllte. Hier leuchteten Narcissen- und Stiefmütterchenfelder, dort dunkelte ein traumhafter Waldteich, statt des Schilfes von Papyrosstauden umwuchert, statt der Wasserrosen mit Lotosblumen bedeckt, statt der Wildenten von Flamingos, Reihern und schwarzen Schwänen bevölkert. Einer

Wildnis mit herbeigeschafftem antikem Trümmerwerk folgte ein mächtiger Hain von Johannisbrotbäumen, die einen griechischen Rundtempel von carrarischem Marmor umstanden, und aus einer Palmenanlage trat man in ein Columbarium. Überall die köstlichsten Ruheplätze, die entzückendsten Ausblicke auf Vorgebirge, Küste und Meer, für jede Tages- und Jahreszeit berechnet. Die Reisenden überschritten Wiesen, auf denen Scharen weißer Hirsche lagerten, blumige, buschreiche Gründe, wo Fasanen und Pfauen nisteten. Dann schloß ein vergoldetes Gitter einen engeren Teil der Anlagen ab. Hier lag der Palast.

Respektvoll wollten sie umkehren, als sie ganz in der Nähe eine Frauenstimme schelten hörten, laut und leidenschaftlich. In demselben Augenblick trat ihnen bei einer Biegung des Weges die Dame des Hauses entgegen, von einem Troß Bediensteter gefolgt. Ein starker Patschuliduft ging ihr voraus.

Sie trug ein maisgelbes Atlaskleid mit langer Schleppe und einem Überwurf von goldfarbiger crêpe de Chine, einen prachtvollen Rubinschmuck, einen Pariser Façonhut, einen weißseidenen Sonnenschirm mit einem mächtigen Bouquet künstlicher Blumen darauf, Hackenstiefeletten und Handschuhe à la Sarah Bernhardt. Eine Kammerfrau brachte ein Bologne-

serhündchen und einen grünen Papagei, eine zweite Fächer, Kissen und Spitzenshawl hinter ihr her. Unter Anführung eines befrackten Haushofmeisters folgten zwei überreich betreßte Diener mit großen silbernen Theebrettern, auf denen in Silber, Gold und Krystall eine ganze Liquorista aufgestellt war: Limonade, Granita, Sorbett, Eiswasser, Gebäck. Die Dame zankte, der Papagei kreischte, der Hund bellte.

Die Dame war Maja.

Sie stand in der vollen Blüte ihrer Schönheit, nur daß sie fett zu werden begann und stark gepudert war. Trotz ihres Gezänks sah sie abgespannt und gelangweilt aus.

Die Fremden traten schnell beiseite. Beide Herren grüßten tief.

Mylady sah vornehm-lässig auf, streifte mit einem müden Blick die Reisegesellschaft, nickte gleichgültig, ließ sich den Fächer reichen und rauschte mit ihrem Gefolge vorüber.

„Aber sie ist ja wunderschön!“ rief Frau Minchen bewundernd.

Frau Maria zuckte die Achseln

„Das war Maja,“ sagte Fritz nach einer Weile ruhig; seine Frau trat schnell zu ihm.

Sie waren kaum eine kleine Strecke entfernt, als einer der Diener sie einholte.

Mylady ließ fragen, ob die Herrschaften sich nicht den Palast und die Treibhäuser ansehen wollten. Sie seien sehr schön.

Wilibald griff nach seinen Visitenkarten; aber seine schöne Frau sah ihn an, und der berühmte Mann zog seine Hand schnell wieder zurück. Auch hatte Fritz bereits mit höflichem Dank abgelehnt.

„Sie würde deine Karte kaum haben lesen können," erklärte Frau Maria die Bedeutung ihres Blickes.

Noch einen anderen guten Bekannten sollten sie sehen, aber nur aus der Ferne: Don Camillo Garzoli. In einem Kostüm nach der neuesten römischen Mode, ein kokettes Filzhütchen auf dem frisirten Kopf, ein Stutzerstöckchen schwenkend, eine Cigarette dampfend, schlenderte der schöne Herr, von zwei mächtigen dänischen Doggen umsprungen, quer über die Anlagen dem Platze zu, wo zweifelsohne Mylady Siesta hielt. Er pfiff eine Melodie aus der „Schönen Helena".

In Fritz stieg der Ekel auf.

„Fort von hier!" rief er heftig.

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Rückweg nach Terracina bekamen die

schweigsamen und gedankenvollen Reisenden, ohne daß sie danach gefragt hätten, von den Schiffern noch allerlei über Mylord, Mylady und die englisch-staatlichen Verhältnisse des Circekaps zu hören

Mylord befand sich viel auf Reisen, Mylady dagegen immer zu Hause.

Die Felicesen fühlten sich unter ihrer und Don Sebastiano Spagnuolos Herrschaft ungemein wohl.

Die beiden Mächte waren treue Verbündete.

San Felice sollte einen neuen Dom und einige andere fromme Anstalten erhalten.

Don und Donna Garzoli waren reichbegüterte Vignenbesitzer weit, weit in Calabrien drunten.

Donna Carminella hatte einen jugendlichen Neapolitaner geehelicht. Sie soll eine „Partie" gewesen sein.

— — — — — — — — — — — — — —

„Italiens Natur," docirte der Schriftsteller, „kann bei vollster Realistik der Darstellung, bei vollster Wahrheit nicht in zu glühenden Farben, nicht übertrieben geschildert werden. Sie ist eine Göttin! Italiens Volk dagegen —"

„Auch das Volk wird gewiß seine guten Seiten

haben," meinte Frau Minchen und sah schüchtern zu ihrem Professor auf.

Dieser beugte sich über den Rand des Schiffes und starrte in die Wogen hinab. Nach einer langen Weile sagte er, sich aufrichtend:

„Wir kennen das italienische Volk zu wenig und wir verkennen es zu leicht. Da es anders ist, als wir es uns ausdenken, als man es auf unseren Kunstausstellungen gemalt sieht, so sind wir oft schon im ersten italienischen Gasthaus, das wir betreten, überzeugt, daß es ein unmoralisches Volk sei. Die Reiserouten sind nicht gerade die Orte, wo das Gute dieses Volkes sich aufdrängt — auch bei uns läßt sich das nicht behaupten —, und das Circekap ist schließlich nicht Italien."

„Aber die Frauen hier sind durch und durch sittenlose Geschöpfe," sprach Frau Maria würdevoll das Urteil.

„Davon verstehe ich nichts, aber das glaube ich nicht," hatte Frau Minchen den Mut, der vornehmen Dame zu erwidern. „Aber warum sagt ihr nicht alle einfach, daß ihr die arme Maja verdammt? Ich finde das sehr, sehr unrecht von euch — von meinem Mann gar nicht zu reden. Denn wer von uns kann wissen,

was in dieser leidenschaftlichen Seele vorgegangen sein mag, und wer von uns —"

Ein großer, erstaunter, seltsam aufleuchtender Blick ihres Mannes machte sie verstummen. Da brach das kleine thörichte Frauchen in Thränen aus.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.